

Badische Heimat

Juni
2/1989

Zeitschrift für Landeskunde und Kultur,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz



Wir machen den Weg frei

Thema: Mehr Lebens- qualität

Besser leben heißt auch, spontane Wünsche und Ideen verwirklichen zu können. Dafür haben Sie bei uns Kredit. Wir beraten Sie vernünftig und entscheiden schnell. Damit Sie schon bald Ihr Leben genießen, wie Sie es sich wünschen.



Volksbanken Raiffeisenbanken

Mehr als Geld und Zinsen

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:

Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß

Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 7800 Freiburg

Tel. (0761) 7 37 24

Geschäftszeiten:

Mo. 14.00—18.00 Uhr,

Di. 8.00—12.00 Uhr,

Do. 8.00—12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 40,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 12,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:

Postgiroamt Karlsruhe, Nr. 16468-751
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873
BLZ 680 301 00
Öffentl. Sparkasse Freiburg,
Girokonto 200 3 201
BLZ 680 501 01
Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.
Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse
Freiburg
Vermerk: Spende Badische Heimat bitte
nicht vergessen

Gesamtherstellung

und Anzeigenverwaltung:
G. Braun, Druckerei und Verlage,
Karl-Friedrich-Straße 14—18
7500 Karlsruhe 1
Telefon (0721) 165-0
Telex 7 826 904 vgb d
Reproduktionen:
Reprotechnik Specht, Karlsruhe

Inhalt

| | | | |
|---|-----|---|-----|
| Liebe Mitglieder und Freunde der „Badischen Heimat“ <i>Ludwig Vögely, Karlsruhe</i> | 131 | VI. Durlach Bürgerstolz vor Fürstenthronen Die Bedeutung der Karlsburg Durlach <i>Susanne Asche, Karlsruhe</i> | 197 |
| I. Mühlen Die Bauernmühlen im Schwarzwald <i>Herbert Jüttemann, Karlsruhe</i> | 133 | VII. Persönlichkeiten Unter Napoleon in Spanien Denkwürdigkeiten des Hauptmanns Karl Franz von Holzling (1787-1839) <i>Ludwig Vögely, Karlsruhe</i> | 211 |
| II. Volkskunde Hans Christoph Schöll zum Gedenken <i>Peter Götz, Backnang</i> | 145 | VIII. Alte Bücher — neu gelesen Franz Schnellers „Brevier einer Landschaft“ (1947) — „Das wahre Brevier Badens“ 222 <i>Franz Schneller: Freiburg im Breisgau</i> 224 <i>Franz Schneller: Versöhnung mit Karlsruhe</i> 228 <i>Franz Schneller: Markgräflerland</i> 231 | |
| III. Bildstöcke, Dorfzeichen, Grenzsteine Bildstockaktionen in Langenelz/Odenwald <i>Hans Slama, Langenelz</i> | 159 | IX. Vereinsnachrichten Ortsgruppe Schwetzingen: In der Region manchen Akzent gesetzt <i>Karl Wörn, Schwetzingen</i> | 233 |
| Das Dorfzeichen der Dreiergemeinde Marlen-Goldscheuer-Kittersburg <i>Erwin Dittler, Goldscheuer</i> | 161 | In memoriam Dr. Eberhard Knittel (24. 11. 1899—5. 4. 1989) <i>Ehrenpräsident des Landesvereins</i> „Badische Heimat“ | 235 |
| Grenz- und Marksteine um Biberach <i>Gernot Kreuz, Offenburg</i> | 163 | Johann Peter Hebel Gedenkplakette für Jean Dentinger <i>Elmar Vogt, Hausen</i> | 238 |
| IV. Geschichte Die christliche Mission im Konflikt mit dem alemannischen Heidentum <i>M. D. Lehmann, Zimmern-Bissingen</i> | 173 | Kultur wächst wie ein Baum Die Dankesrede des Hebel Gedenkplakettenträgers <i>Jean Dentinger</i> | 239 |
| Staatliche Vermögensverwaltung in Baden vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zur Bildung des Bundeslandes Baden-Württemberg <i>Hansjörg Ehret, Tübingen</i> | 177 | X. Buchbesprechungen | 241 |
| V. Heimatmuseen Das Heimatmuseum in Untergrombach <i>Dietmar Konanz und Josef Lindenfelser,</i> <i>Bruchsal-Untergrombach</i> | 183 | | |
| Museen und museale Einrichtungen in Münstertal i. Schw. <i>Ernst M. Wallner, Kirchzarten/Heidelberg</i> | 191 | | |

Liebe Mitglieder und Freunde der „Badischen Heimat“

Sie alle haben bemerkt, daß unser Heft mit der Nummer 1/1989 ein neues Gesicht erhalten hat. Dies haben Vorstand und Beirat am 11. März 1989 einstimmig beschlossen. Die Gründe für diesen Beschluß sind folgende: Wir waren schon lange der Meinung, daß wir für die äußere Gestaltung unserer Hefte etwas tun sollten, um sie attraktiver zu machen und um besser auf die Ziele des Landesvereins aufmerksam machen zu können. Seit vielen Jahren boten die Hefte von der Aufmachung her das gleiche Bild, unbeirrt vom Wandel, welcher die moderne Zeitschriftengestaltung inzwischen genommen hatte. Nun sind wir zwar alle für gute Tradition, das ist selbstverständlich, aber man kann, wenn man eine Zeitschrift anbieten, wenn man Anreize zum Kauf gerade der jüngeren Generation geben

will, nicht an neuen Gestaltungsmöglichkeiten vorbeigehen. Schließlich sind unsere Hefte das wirksamste Mittel, neue Mitglieder zu gewinnen. Deshalb haben wir das Titelblatt mit Text so geändert, wie Sie es jetzt vor sich sehen. Wir hoffen, daß wir eine ansprechende Form gefunden haben, die unsere Mitglieder akzeptieren können. Konzeption und Inhalt der Hefte ändern sich ja nicht. Wir hoffen weiter, daß die Aufmachung, die wir unserer bewährten Publikation „Badische Heimat“ zum 80jährigen Jubiläum des Landesvereins gegeben haben, wieder auf Jahre hinaus Bestand haben wird.

L. Vögely
Landesvorsitzender

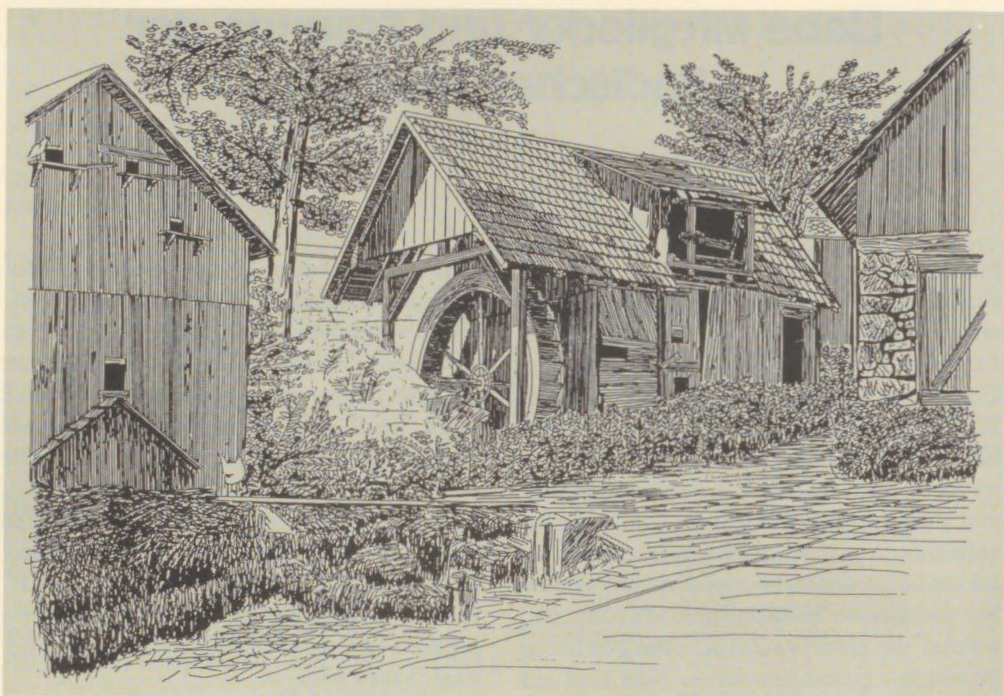


Bild 1: Mühle des Tiefenbacher Hofes im Schwanenbachtal bei Hornberg

Zeichnung des Verfassers

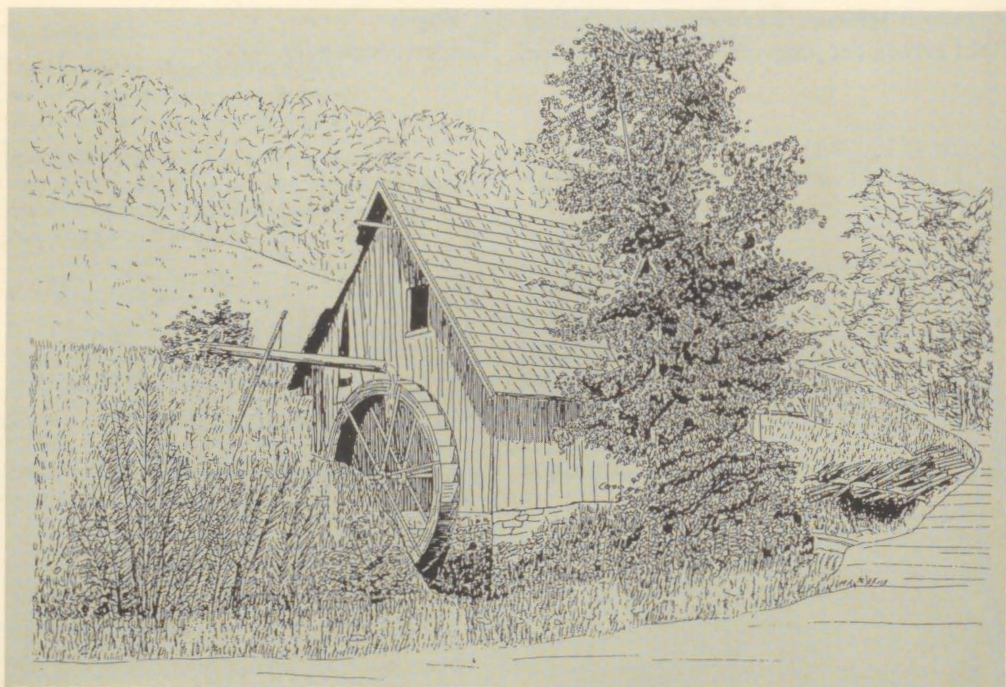


Bild 2: Mühle des Schmidhofs (früher Faisthof) im Übelbachtal bei Wolfach

Zeichnung des Verfassers

Die Bauernmühlen im Schwarzwald

Herbert Jüttemann, Karlsruhe

1. Das Verschwinden der Bauernmühlen

Meist führten im Schwarzwald die Haupterschließungswege für die Täler in der Nähe des Talbaches vorbei. Der Wanderer, der diese Wege benutzte, hatte Gelegenheit, zahlreiche Bauernmühlen zu sehen, Bild 1 und 2. An manchen Wegabschnitten standen sie in einem dichten Abstand voneinander, nicht selten waren es je Kilometer eine, zwei oder sogar drei Mühlen. Vielfach waren sie von Strauchwerk und kleineren Bäumen umge-

ben, die es am Bache gab, Bild 3 und 4. Das aus dunkelbraunem Holz bestehende Mühlengebäude trug ein Stroh- oder Schindelndach, das von dunkelgrünem Moos überzogen war. Das Hauptmerkmal der Mühle war das große, früher aus Holz bestehende Wasserrad mit dem Zulaufgerinne. Wo das Wasser vom Wasserrad wegströmte, bildeten sich allerlei Pflanzen und Kräuter, die die Feuchte liebten, wie z. B. der Huflattich mit seinen auffallend breiten Blättern. Die Mühle bot so

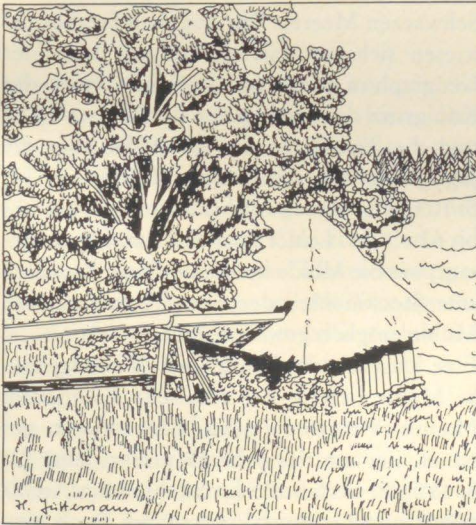


Bild 3: Mühle des Holzbauernhofes bei Schönwald (Mühle besteht nicht mehr). Zeichnung des Verfassers

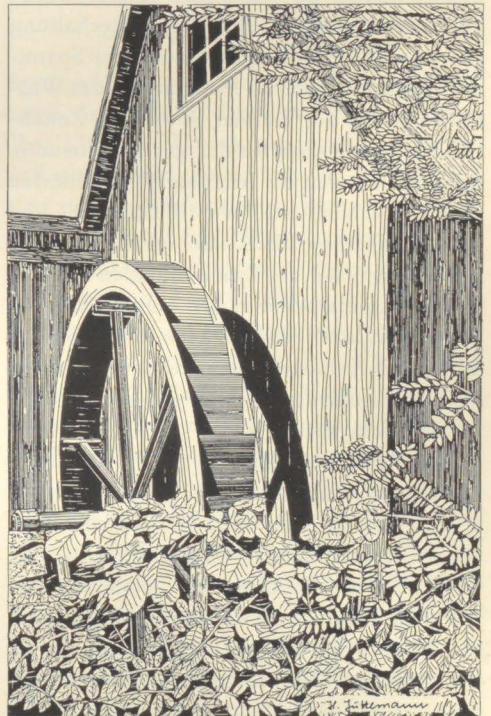


Bild 4: Mühle des Steighofes im Kirnbachtal (der Kähler fehlt) Zeichnung des Verfassers

mit ihrer Umgebung ein kleines Idyll. Sie war eingebettet in eine von grünen Wiesen, dunklen Wäldern und sanften Berghöhen geprägten Landschaft. Zusammen mit dem Plätschern des Wassers war es eine Erbauung für den vorbeiziehenden Wanderer. Für den Maler bildete die Mühle ein beliebtes Motiv, und der Dichter würdigte sie in Liedern und Erzählungen; besonders waren ihr die Dichter der Romantik zugetan.

Im Schwarzwald war die Mühle ebenso wie das Bauernhaus ein nicht mehr wegzudenkendes Glied der Landschaft. Um so trauriger ist der Umstand, daß von Jahr zu Jahr weitere Mühlen verschwinden. Um das Jahr 1865 bestanden im Schwarzwald nahezu 1500 Bauernmühlen. Heute beträgt ihre Anzahl rd. 300, wobei die meisten von ihnen schon stark verfallen sind. Etwa 30 Bauernmühlen werden noch zum Schrotten von Futtergetreide genutzt.

Bezogen auf die wenige Mahlarbeit, die die Bauernmühlen zu verrichten hatten, waren die Aufwendungen für die Unterhaltung recht groß. Der Mühlgraben und der Spannreich waren jährlich zu reinigen und das Wasserrad sowie der Kähler in kurzen Zeitabständen auszubessern oder gar zu erneuern. Außerdem waren die Mühlsteine zu schärfen und Verschleißteile wie Holzlager und Kammrädkämme auszuwechseln. Nach dem Aufkommen der als Kundenmühlen anzusehenden *Kunstmühlen* in den Haupttälern des Schwarzwaldes war es für den Bauern schließlich einfacher, sein Getreide gegen fertiges Mehl umzutauschen und seine Bauernmühle stillzusetzen, zumal auch der Mahllohn der Kunstmühlen aufgrund verbesserter Maschinen ständig sank. Darüber hinaus legte man um das Jahr 1900 besonderen Wert auf weißeres Mehl, das wohl die Kunstmühle, nicht aber die Bauernmühle liefern konnte. Mit dem Aufkommen dieser Entwicklung riß der Bauer seine Mühle jedoch nicht ab. Er wollte sie noch für Notzeiten in Reserve halten.

Die meisten Mühlen verfielen wegen fehlender Gebäudeunterhaltung. War das Dach einmal schadhaf, so daß Regen eindringen konnte, so überdauerte auch die Inneneinrichtung nicht mehr lange. Ferner fielen viele Mühlen dem Straßenbau zum Opfer. Dies galt vor allem bei engen Tälern, wo der Talweg durch eine breite, bis zum Bachrand reichende Straße ersetzt werden mußte. Darüber hinaus nahm man Wasserumleitungen vor, um den Kraftwerken des Schwarzwaldes mehr Wasser zuzuführen. Hierdurch erhielten ganze Bachabschnitte kaum noch Wasser, so daß auch kein Sinn mehr darin bestand, die Mühle für Notfälle zu erhalten.

2. Die Entwicklung der Bauernmühlen

Es ist heute nicht mehr genau bekannt, wann und wo es die erste Wassermühle gegeben hat. Die erste Erwähnung einer solchen finden wir bei dem Griechen Strabo aus Amasia in Pontus in Kleinasien [2]. Dabei liegt Pontus im östlichen Teil der Südküste des Schwarzen Meeres. Die Angaben Strabos erwiesen sich stets als zuverlässig. In seiner *Geographica* gibt er an: „In Kabira waren der Königssitz des *Mithridates*, die Wassermühle und die Tiergärten, in der Nähe aber die Jagdgehege und die Bergwerke angelegt“ [2; S. 103]. Der König Mithridates lebte von 137 bis 63 v. Chr. Leider ist nichts darüber ausgesagt, wie die Mühle konstruiert war. Es wären eine Stockmühle oder eine Winkelgetriebe-Mühle möglich gewesen, Bild 5 und 6.

Eine klare Beschreibung einer Winkelgetriebe-Mühle lieferte der römische Baumeister Marcus Vitruvius Pollio, kurz *Vitruv* genannt, der um das Jahr 25 v. Chr. lebte [3; S. 311]. Er verfaßte zehn Bücher über Architektur und beschrieb im zehnten Buch eine Winkelgetriebe-Mühle. Von den Römern hat die Mühle vermutlich auch ihren Namen, die lateinische Bezeichnung ist „mola“.

Der Wasserradantrieb für die Mühle hatte lange Zeit keine Bedeutung. Vermutlich hatte man genug Sklaven, die das Mahlen mit der

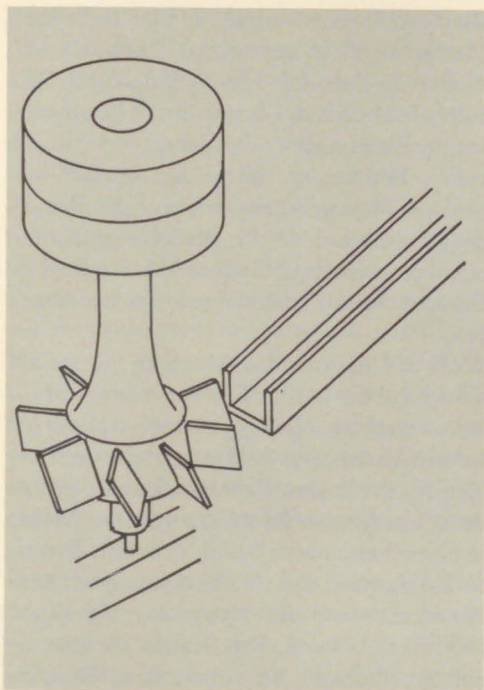


Bild 5: Prinzip einer Stockmühle

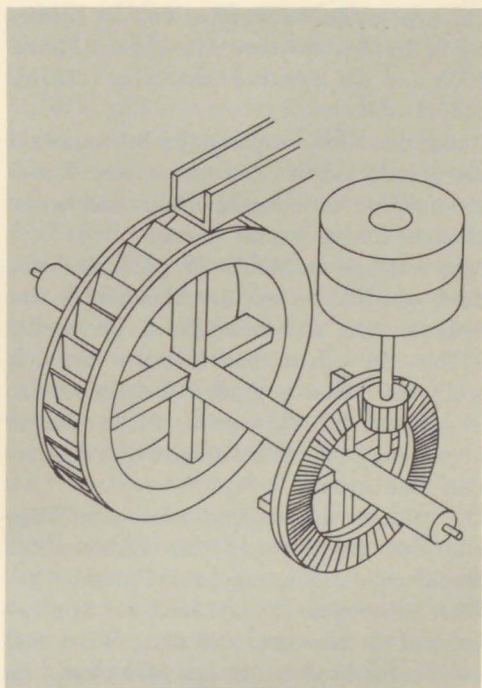


Bild 6: Prinzip einer Winkelgetriebe-Mühle mit
oberschlächtigem Wasserrad

Handmühle verrichteten. Auch konnten die Wege recht lang und beschwerlich bis zu dem Ort sein, an dem genügend Fließwasser zum Bau einer Mühle zur Verfügung stand. Die römischen Eroberungsfeldzüge gingen im dritten Jahrhundert nach Christi zu Ende, so daß auch der Zustrom von Sklaven versiegt. Man besann sich wieder auf die Wassermühle, die sich nun mehr und mehr ausbreitete und über Gallien nach Germanien vordrang.

Um das Jahr 750 finden wir im alemannisch-fränkischen Raum bereits Ortsnamen, die das Wort Mühle enthalten. So ist die *Mulenheimer marca* im Codex Laureshamis im Jahre 767 genannt; diese Angabe bezog Karl Knöller im Jahre 1928 auf den Ort *Mühlacker (Enz)*. Ferner lag westlich von Maulbronn eine ab 700 n. Chr. abgegangene Siedlung *Mullehuse* mit 4 Huben, die der Codex Laureshamis 891/92 erwähnt. Auch gibt es Gesetze mit

Bestimmungen, die Wassermühlen betreffen, sowie Angaben bei den Geschichtsschreibern über Mühlen. Wir können davon ausgehen, daß die Getreidemühle um das Jahr 750 im alemannisch-fränkischen Raum bekannt, wenn auch noch nicht überall eingeführt war. Eine Vielzahl von Mühlen legten die Benediktiner-Klöster an. Bereits in der *Regel des heiligen Benedikt* (gestorben um das Jahr 547 n. Chr.) ist festgelegt, daß jedes Kloster eine Getreidemühle haben soll. Nach den Güterverzeichnissen waren es als erste die Mönche des Benediktiner- und später auch des Zisterzienser-Ordens, die sich mit dem Mühlenbau befaßten [5; S. 147]. Auch das Mahlen besorgten in der Anfangszeit die Mönche. Bei den Klostermühlen des Schwarzwaldes stand zunächst der Gedanke im Vordergrund, daß die Mühle nicht nur die Klosterinsassen, sondern auch die Siedler in der Umgebung des Klosters mit Mehl versorgen sollte.

Die erste große Siedlungsperiode der Klöster lag in der Zeit zwischen den Jahren 520 und 1000 und die zweite dauerte von 1080 bis 1150.

Außer den Klöstern gab es im Schwarzwald die „Herrschaften“. Sie waren vom Kaiser ebenfalls mit Grundbesitz belehnt und hatten ähnliche Rechte wie die Klöster.

Man empfand die Mühlen als große Wohltat, denn das Mahlen mit der Handmühle war zeitaufwendig und zermürend. Da an der Mühle ein öffentliches Interesse bestand, wollte man sie auf besondere Weise schützen; es entstand der *Mühlenfriede*. An der Mühle begangene Diebstähle wurden danach besonders hart bestraft.

Die mitunter langen und schlechten Wege von den Lehensgütern zur Klostermühle mochten die Lehensträger zum Entschluß geführt haben, eine eigene Mühle auf dem Lehenshof zu errichten. Auf diese Weise ließ sich das für die Getreide- und Mehltransporte nötige Pferd einsparen. Der von diesem benötigte Hafer konnte auf dem kargen Boden nämlich nur mit Mühe angebaut werden.

Im Winter machte hoher Schnee den Gang zur Mühle unmöglich. Aber nicht nur auf den von der Klostermühle entfernt liegenden Lehenshöfen dürften Mühlen entstanden sein, sondern überall, wo es sinnvoll war. Die Bauernmühlen dürften damit schon mit der Entstehung der Lehenshöfe aufgekommen sein. Im Jahr 1350 zählte man in Todtnau für 22 verstreute Höfe 22 Mühlen [6; S. 233]. Man muß davon ausgehen, daß auch schon vor dieser Zeit in weiten Teilen des Schwarzwaldes größere Höfe eine Mühle hatten. Leider sind die Aufzeichnungen vor dem Jahre 1200 ohnehin recht spärlich, so daß wir keine gesicherten Angaben hierüber haben.

3. Der Mühlenbann

Eine grundlegende Veränderung ökonomischer und juristischer Art trat etwa nach dem Jahre 950 mehr und mehr in den europäischen Ländern in Erscheinung [7; S. 187].

Die Grundherren nutzten immer mehr ihre Machtbefugnisse und stützten sich auf bestimmte Rechte, deren Entstehung durch Unzulänglichkeiten des Staatswesens begünstigt wurde. Zu dem Zins oder Zehnten, der ihnen zufiel, führten sie noch Abgaben auf bestimmte Monopole ein, wie auf die Benutzung des Backofens, den Betrieb einer Kelteranlage und einer Brauerei. Man erfand in Europa schließlich immer mehr solcher Abgaben.

Wohl das bedeutendste Monopol bezog sich jedoch auf die Mühle. Das entstandene *Mühlenbannrecht* wurde integraler Bestandteil aller wirtschaftlichen Rechte und war ein Verbotungsrecht. Der Bannberechtigte verhinderte hiermit den Bau einer weiteren Mühle in einem bestimmten Bezirk und schloß so eine Konkurrenz aus. In Verbindung mit dem Bannrecht stand der *Mahlzwang*, der gegen jedermann bestand. Die Bannmühle war die einzige, in der die Bauern der Umgebung ihr Getreide mahlen durften. Außerdem waren sie zu Frondiensten für die Mühle verpflichtet. So mußten sie den Mühlgraben sauber halten, gröbere Reparaturen ausführen und die Mühlsteine transportieren.

Leider folgten auch die meisten Klöster dem Recht der Zeit und führten das Mühlenbannrecht ein. Es dürfte sich etwa bis zum Jahre 1250 im Schwarzwald durchgesetzt haben. Die Klöster übernahmen auch weitere Privilegien. Starb ein Bauer, so forderte das Kloster das *Besthaupt*, also das beste Stück Großvieh. Beim Tod der Bäuerin wurde das beste Gewand eingezogen [8; S. 38]. Wer aus dem Herrschaftsbereich des Klosters fortziehen wollte, mußte dem Kloster als *Abzugsgeld* ein Drittel vom Verkaufserlös seiner eigenen Habe abtreten.

Im Sinne des Lehenswesens wurde die Bannmühle meist einem Müller als Erblehen gegeben. Er hatte dem Kloster oder der Herrschaft das Getreide umsonst zu mahlen und mußte dazu noch weitere Abgaben leisten. Es kamen immer wieder Getreide und Eier vor, die er auf Martini zu liefern hatte. Die Herr-

schaft ließ beim Müller oft noch Schweine, Gänse und Hühner mästen, da die abfallende Kleie ein vorzügliches Viehfutter war. Außerdem mußte der Müller die Mühle mit Gebäude und wasserbaulicher Anlage in einem guten Zustand halten. Bei Säumigkeit in der Zinszahlung sowie Nachlässigkeit in der Unterhaltung war die Mühle wieder an die Grundherrschaft zurückzugeben.

Die hohen Abgaben an den Grundherren sowie den eigenen Lebensunterhalt mußte der Müller im wesentlichen aus dem Mahllohn bestreiten, den er von den Bauern forderte. Er behielt dazu einen Teil des Getreides ein, das der Bauer lieferte und suchte den Mahllohn stets in die Höhe zu treiben, wobei er die Unentbehrlichkeit und die Privilegierung seines Gewerbes nutzte.

Da der Bauer meist keine Zeit hatte, während des Mahlens dabeizustehen und den Mahlvorgang zu überwachen, waren die Müller nicht selten geneigt, den Mahllohn eigenmächtig und unauffällig zu ihren Gunsten aufzubessern. Bezeichnend für die Müller war damals die Rätselfrage: „Warum nisten Störche niemals auf einer Mühle?“ Antwort: „Weil sie Angst haben, daß der Müller ihnen die Eier stiehlt.“ Da die Bauern in einem Abhängigkeitsverhältnis zum Müller standen, ging er nicht selten willkürlich mit ihnen um. Die Bannmühlen erfreuten sich daher bei den Bauern keiner Beliebtheit. Hinzu kamen noch weitere Erschwernisse. So konnte es im Sommer vorkommen, daß der Bach wenig Wasser führte. Die Mühle konnte dann nur mit begrenzter Leistung arbeiten oder stand ganz still. Für die Bauern ergaben sich dann lange Wartezeiten, oder sie mußten immer wieder einen Boten zur Mühle schicken zwecks Feststellung, wie es um den Mahlauftrag stand. Dabei galt nicht immer das Gebot: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.“ Bevorzugt wurde für den Grundherrn gemahlen, der auch andere bevorrechtete Personen festlegte. Bei Kriegen und Händeln unter den Grundherren war die Bannmühle als Lebensnerv stark gefährdet. War sie einmal zerstört, so dauerte

es Monate bis zur Wiederaufnahme des Betriebes. Auch Hochwasser konnte einer Mühle schweren Schaden zufügen.

Mit dem Aufkommen der Bannmühlen mußte es zwangsläufig Spannungen mit den privaten Bauernmühlen gegeben haben. Man kann sich vorstellen, daß der Grundherr sie ganz abschaffen wollte, da sie sich seiner Kontrolle entzogen. Marc Bloch beschreibt, wie in Europa die Grundherren sogar die Handmühlen verboten [7; S. 188/93]. Leider liegen uns für den Schwarzwald aus jener Zeit wenig Berichte vor, wie sich die Auseinandersetzungen dort abspielten. Zahlreiche Bauernmühlen, die in der Nähe der Bannmühle lagen, mußten vermutlich aufgegeben werden. Die Bauernmühlen entfernt liegender Einhofsiedlungen konnten aus den bereits genannten Gründen bestehen bleiben, ihre Benutzung war jedoch an eine Abgabe gebunden. Je nach Strenge des Grundherrn war ihre Anzahl jedoch mehr oder weniger stark eingeschränkt. Die Bauern mußten für ihre Mühle einen Zins zahlen, der zumeist aus einem Viertel des gemahlten Getreides oder aus einem Geldbetrag bestand [6; S. 233, Anm. 15].

Nach dem Urbar des Klosters St. Blasien von 1374 bestand der Abt darauf, daß der Zins auch bei einmaligem Laufenlassen der Mühle zu entrichten sei. Während der Grundherr die Bannmühle gut überwachen konnte, dürfte es kaum möglich gewesen sein, die Bauernmühlen zuverlässig zu kontrollieren. Daher mochten diese auch wohl nie sein volles Einverständnis gefunden haben. Ein Mahlen für Bauern, die sonst in die Bannmühle mußten, dürfte bei den abgeschieden liegenden Bauernmühlen durchaus vorgekommen sein.

4. Die Bauernmühlen bei dem zu Ende gehenden Bannrecht

Mit der Reformation begann eine Neugestaltung des wirtschaftlichen Lebens. Der Mühlenbann lockerte sich nach zähen Auseinandersetzungen zunehmend, und um das Jahr 1620 setzte in weiten Teilen des Schwarzwald-

des wieder der Bau von Bauernmühlen ein. Es kam aber auch dann noch zu Auseinandersetzungen. So schreibt Heinemann [9; S. 26]: „Nach dem dreißigjährigen Krieg versuchten auch die Brigacher Bauern, sich von dem Mühlenbann zu befreien. Über diesen Streit zwischen den Brigachern und dem Klostermüller Michael Henninger ist noch eine im Original erhaltene Pergamenturkunde Herzog Eberhards von Württemberg vom 5. Mai 1663 erhalten . . . Aus ihr ergibt sich, daß der Herzog den drei Brigacher Bauern Simon Müller, Hans Gläntz und Roman Obergefäll die schon begonnenen Hausmühlen verbietet.“

In der „Geschichte der Stadt St. Georgen“ erwähnt Heinemann in den Jahren um 1625 allein acht Gesuche von Bauern, die um Genehmigung einer Bauernmühle baten [9; S. 25]. Der Klostermüller dieser Stadt beschwerte sich im Jahre 1627 über die vielen Bewilligungen von Hausmühlen, und daß die Bauern nicht nur für sich, sondern auch für die „in die Bannmühle gehörigen Kunden mahlten“ [9; S. 25]. Um das Jahr 1800 erinnerte man sich kaum noch an den Mühlenbann, und im Jahre 1848 wurde er ganz aufgehoben. Nach noch vorhandenen Jahreszahlen an alten Schwarzwaldmühlen kamen auch von 1750 bis 1850 zahlreiche Bauernmühlen hinzu.

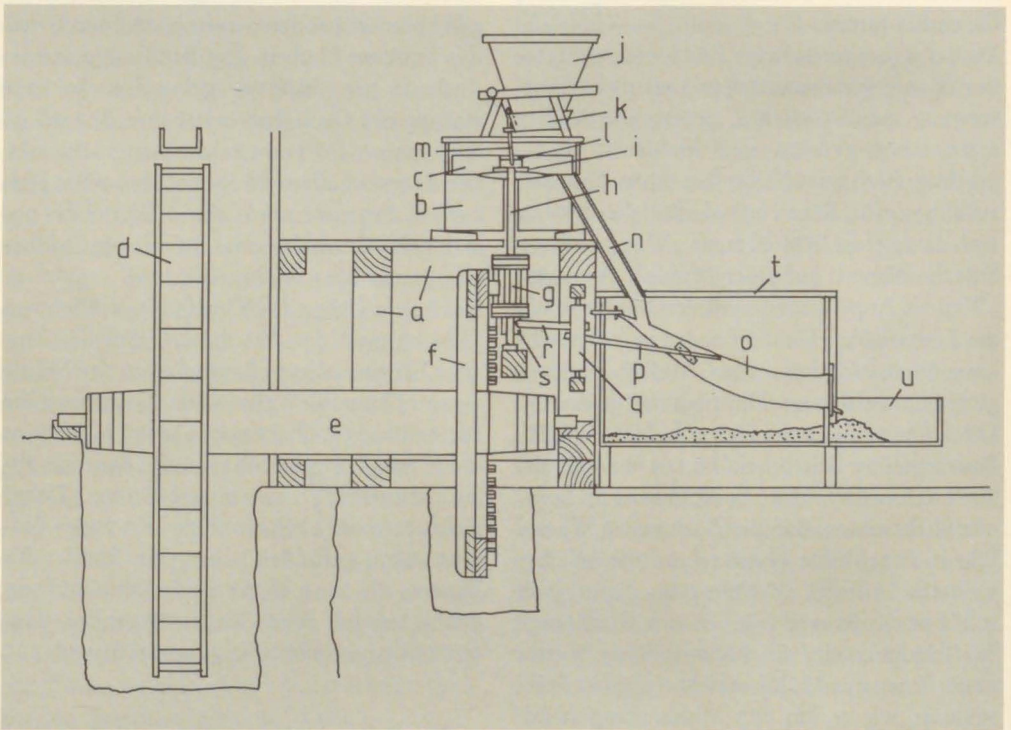


Bild 7:
Schnittbild einer Schwarzwaldmühle

| | | | |
|-------------------------------|------------------------|----------------|---------------|
| a Biet | g Stockrad oder Kolben | m Rührnagel | s Zweisclag |
| b Bodenstein | h Mühleisen | n Mehldroh | t Mehlkasten |
| c Läuferstein | i Hawe | o Beutel | u Kleiekasten |
| d Wasserrad, ober-schläch-tig | j Trimmel (Trichter) | p Klopfstock | |
| e Wellbaum | k Rüttelschub | q Beutelmännle | |
| f Kammrad | l Warzenring | r Gleitarm | |

5. Aufbau und Funktionsweise der Bauernmühle des Schwarzwaldes

In Bild 7 ist das Schnittbild einer oft vorkommenden Bauernmühle des Schwarzwaldes wiedergegeben. Im Mühleninnern steht ein kräftiges Säulengestell *a*, das man *Biet* nennt. Auf ihm ruhen die Mühlsteine. Der untere Mühlstein *b* bleibt unbeweglich, man nennt ihn *Bodenstein*. Darüber dreht sich der *Läuferstein* *c*. Zwischen beiden Steinen befindet sich der Mahlpalt, in welchem das Getreide zerkleinert wird.

Ein großes, *oberschlächtiges Wasserrad* *d*, das im Schwarzwald nicht selten einen Durchmesser von 5 m hat, dient als Antrieb. Über den *Wellbaum* *e* dreht es das *Kammrad* *f*, das mit einem Zahnrad vergleichbar ist. Es bildet mit dem *Stockrad* oder *Kolben* *g* ein Winkelgetriebe. Dabei versetzt das sich langsam drehende Kammrad das Stockrad in schnelle Drehung. Das Drehzahlverhältnis (Übersetzungsverhältnis) beträgt ungefähr 1:10. Das Stockrad sitzt auf der Achse des *Mühleisens* *h* und ist mit diesem fest verbunden. Das Mühleisen hat oben eine eiserne *Tragplatte* *i*, *Haue* genannt, auf der der Läuferstein befestigt ist. Das zu mahlende Getreide wird in den *Trimmel* *j* geschüttet. Diesen Trichter nennt man im Schwarzwald auch *Tromella* oder *Tremel*. Vom Trichterraum gelangt es auf den *Rüttelanschub* *k*, der über einen *Warzenring* *l* des Läufersteins und einem daran entlanggleitenden *Rührnagel* *m* in ständiger Rüttelbewegung gehalten wird, so daß das Getreide zügig in das Auge des Läufersteins fällt und von dort in den Mahlpalt gelangt.

Nach dem Mahlen fällt das Mahlgut durch das *Mehlrohr* *n* in den *Beutel* *o*, den ein *Klopfstock* *p* hin- und herbewegt. Dieser steckt in einer kurzen lotrechten Welle *q*, die man im Schwarzwald als *Beutelmännle* bezeichnet. Der ebenfalls im Beutelmännle steckende *Gleitarm* *r* liegt aufgrund der Kraft einer Feder am *Zweischlag* *s* an und erteilt dem Beutelmännle und damit dem Klopfstock eine

knappe periodische Drehbewegung in beiden Richtungen.

Beim periodischen Abrutschen des oben genannten Rührnagels *m* von den Warzen des Warzenrings *l* sowie beim Aufschlagen des vom *Zweischlag* *s* bewegten *Gleitarms* *r* entsteht das *Klappern* der Mühle.

Das feine Mehl dringt durch die *Wollgaze* des Mehlbeutels *o* und fällt in den *Mehlkasten* *t*. Die groberen Teile wie *Kleie* und *Grieß* (körnige Mehlteilchen) verlassen den Beutelausgang und häufen sich in dem *Kleiekasten* *u* an. Ein *Aufhelfwerk* ermöglicht ein Anheben des Läufersteins und damit eine Veränderung der Mahlpalthöhe.

In Bild 8 ist dieses *Aufhelfwerk* wiedergegeben. Beim Drehen der Flügelschraube *a* verändert sich über die Spindel *b* die Höhe des vorderen Endes *c* des Balkens *d*, der um die Achse *e* drehbar gelagert ist. Damit wird auch der *Pfannensteg* *f* in der Höhe verstellt, der sich um die Achse *g* dreht. Mit dem *Pfannensteg* verändert sich die Höhe des Mühleisens *h* und des Läufersteins *i* und somit auch die Höhe des Mahlpalts.

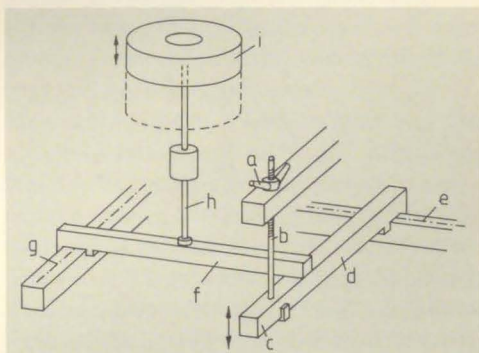


Bild 8:

Prinzip des Aufhelfwerks
a Flügelschraube oder Handrad
b Schraubspindel
c Freies Ende des Balkens *d*
d Balken

e Drehachse
f Pfannensteg
h Mühleisen
i Läuferstein

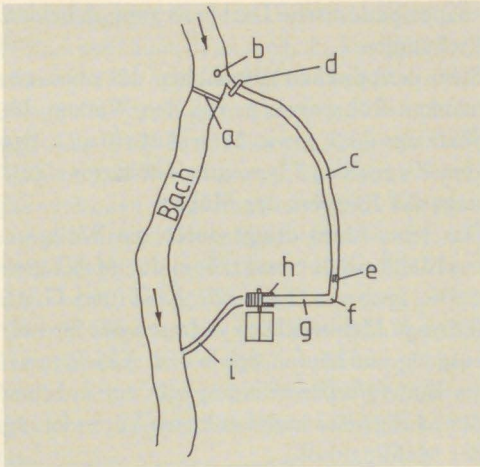


Bild 9:
 Wasserbauliche Anlage mit Bach, der zum direkten Antrieb der Mühle genügend Wasser liefert.
 a Wehr
 b Eichmarke
 c Obergraben
 d Einlaßschütze
 e Rechen
 f Knickpunkt
 g Holzkähner
 h Wasserrad
 i Untergraben

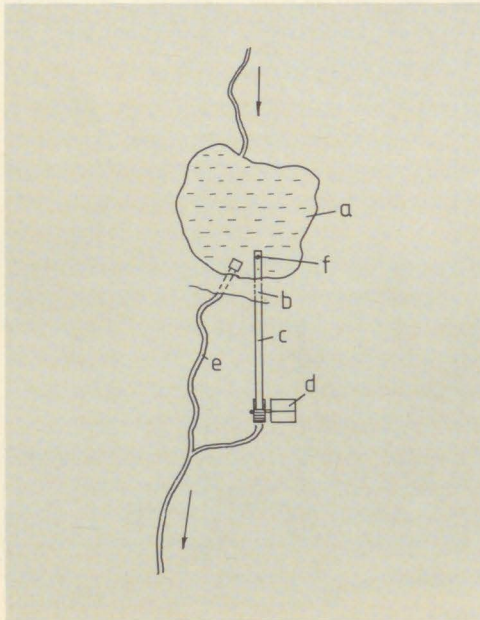


Bild 10:
 Wasserbauliche Anlage mit Spannteich
 a Spannteich (Schwellweiher) d Mühle
 b Weierdohle
 c Kähner
 e Graben
 f Kämpfel (Kegelventil)

6. Die wasserbauliche Anlage

Führte der Bach genügend Wasser, so ließ sich eine wasserbauliche Anlage nach Bild 9 realisieren. Mit einem Wehr a wurde der Bach aufgestaut. Dies durfte nur bis zu einer vorgegebenen Eichmarke b geschehen. Oberhalb des Wehrs zweigte der Obergraben c ab; man setzte an dessen Anfang die Einlaßschütze d. Ein Rechen e sollte grobes Holzwerk und Eisschollen vom Wasserrad fernhalten. Der Obergraben führte am Berghang entlang. Im Punkte f knickte er zur Mühle hin ab; er war von hier ab als Holzkähner g ausgeführt. Nachdem das Wasser das Wasserrad h durchlaufen hatte, strömte es über den Untergraben i wieder dem Bach zu.

Sehr oft wollte ein Bauer eine Mühle betreiben, der keinen Bach, sondern nur ein kleines Rinnsal zur Verfügung hatte. Er mußte daher oberhalb der Mühle einen Spannteich oder Schwellweiher anlegen, in dem sich das Wasser sammelte, bevor er mit dem Mahlen beginnen konnte. In Bild 10 ist ein solcher Spannteich a wiedergegeben. Über die Weierdohle b, einen ausgehöhlten Baumstamm, wird das Wasser durch den Staudamm des Spannteichs geführt und strömt über den Kähner c der Mühle d zu. Bei vollem Teich läßt sich das Überlaufwasser über den Graben e ableiten.

Am Einlaß der Weierdohle b befand sich ein Kegelventil aus Holz (Kämpfel) f, das sich über einen Schnurzug z. B. von der Mühle aus öffnen und schließen ließ. Auf diese Weise konnte der Bauer sparsam mit dem Wasser umgehen und brauchte es beim Stillsetzen der Mühle nicht am Wasserrad vorbeilaufen zu lassen. War eine Quelle in der Nähe, so führte man das Quellwasser über einen ausgehöhlten Baumstamm bis zum Grund des Weihers. Da das Quellwasser auch an Frosttagen noch eine Temperatur von +5 bis +9 °C hatte, blieb der Spannteich weitgehend eisfrei, und der Bauer konnte ihn noch lange zum Mahlen nutzen.

Der Spannteich diente auch zum Bewässern der Matten in Trockenperioden während des

Sommers. In den kleineren Seitentälern des Schwarzwaldes trifft man diese Spannteiche heute noch häufig an. Sie gehören dort mit zum Landschaftsbild.

7. Das Mahlverfahren

Die Hauptgetreideart im Schwarzwald zum Herstellen von Brot war der Roggen. Gegenüber dem Weizen war er weniger anspruchsvoll hinsichtlich Bodenbeschaffenheit und Klima. Nach dem Dreschen befanden sich zwischen den Körnern noch unerwünschte Beimengungen, wie Spreu, Halmreste, Unkrautsamen, Steinchen u. dergl. Mit einer handbetriebenen Windfege (Fruchtputze), die mit Schüttelsieben kombiniert war, nahm der Bauer das Reinigen vor. Das Getreide wurde anschließend bis zum Mahlen gelagert. Das über den Beutelausgang erhaltene Mahlgut, das aus Kleie und Grieß bestand, wurde mehrfach wiederaufgeschüttet; oft siebenmal. Beim ersten Durchgang war der Mahlpalt groß und das Getreide wurde nur angerissen. Das dabei erhaltene Mehl war grau und zum Brotbacken ungeeignet, man verfütterte es an das Vieh. Mit jedem weiteren Durchgang stellte der Bauer den Mahlpalt etwas kleiner. Das dabei erhaltene Mehl war nun brauchbar. Bei diesem Mahlverfahren wurde auch die Kleie mitpulverisiert. Das Mehl wurde auf diese Weise dunkel und bekam einen kräftigen Geschmack; mit ihm buk man die würzigen runden Bauernbrote.

8. Der Kleiekotzer

Mit der Schwarzwaldmühle ist der Begriff des Kleiekotzers verbunden. Er befand sich am Mehlkasten an der Stelle, wo Kleie und Grieß aus dem Beutel austraten, Bild 11. Er sollte die Mühle vor bösen Geistern schützen und war somit der Schutzgeist der Mühle. Außerdem diente er zum Halten des Beutelrings. Aber nicht alle Mühlen im Schwarzwald hatten einen solchen Kleiekotzer.

An seine Stelle konnte eine schmucklose Beutelklemme treten. Bei den noch vorhandenen

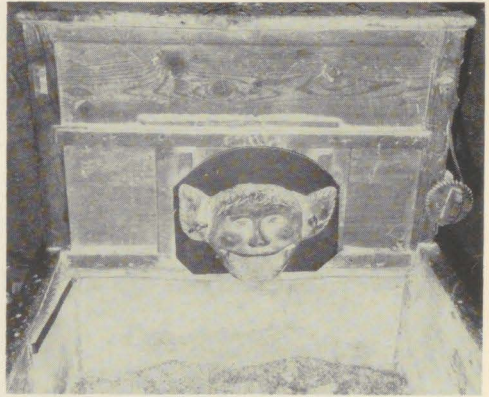


Bild 11:
Kleiekotzer der Mühle in Tennenbronn

Mühlen ist der Kleiekotzer nahezu verschwunden; eifrige Sammler kauften ihn schon vor Jahrzehnten den Bauern ab. Ein ausgebauter Kleiekotzer ist in Bild 12 wiedergegeben. Man muß zwischen zwei Arten von Kleiekotzern unterscheiden; die eine war sorgsam und kunstvoll geschnitzt und hatte Ähnlichkeit mit den alemannischen Fasnachtmasken, die andere vorwiegend vorkommende Art wirkte dagegen einfach, mitunter sogar etwas plump.

Die Kleiekotzer können wir auch bei Kundenmühlen feststellen. Wir finden sie nicht nur im Schwarzwald, auch in den Vogesen waren sie bekannt. Darüber hinaus lassen sie sich in vielen Gegenden Deutschlands feststellen. Vermutlich sorgten wandernde Müllergesellen für ihre Verbreitung.

Eine künstlerische Note hatten bei den Schwarzwaldmühlen auch die Bietsäulen, Bild 13. Es waren oft keine einfachen senkrechten Balken, sondern sie zeigten eine Ornamentik. Eine Fülle verschiedener Bietsäulenformen läßt sich auch heute noch bei den Bauernmühlen feststellen. Vermutlich hatte jeder Mühlenbauer seine eigene Bietsäulenform.

9. Weitere Aufgaben der Mühle

Der Mühle fielen im Laufe der Zeit zahlreiche weitere Aufgaben zu.



Bild 12: Kleiekotzer.
Elztäler Heimatmuseum, Waldkirch

Photo: Ringwald, Waldkirch

Schon recht früh kombinierte man sie mit einer Stampfe [1; S. 87]. Mit ihr wurde die Gerste für die Gerstensuppe enthülst. Auch ließ sie sich zum Zerstoßen von Knochen oder zum Bleuen von Flachs einsetzen.

Im Ostteil des Schwarzwaldes wurde früher auch Dinkel angebaut. Dieser lieferte aber beim Dreschen nicht das blanke Korn, sondern es war noch eine Hülle um den Kern vorhanden, die gelöst und entfernt werden mußte. Diese Aufgabe übernahm der *Gerb-gang*, dabei bedeutet nach dem Duden Gerben soviel wie Aufbereiten [1; S. 93].

Wie bereits angegeben, verlassen beim Mahlen Kleie und Grieß den Beutelausgang. Nun ist die Kleie jedoch großflächiger als die kleinen gedrunghenen Grießkörner. Ein Schüttelsieb, das ebenfalls vom Mühlenantrieb bewegt wird, vermag nun die Kleie bei jedem Durchgang abzutrennen; dadurch entsteht ein weißeres Mehl. Man nannte eine solche Siebeinrichtung *Abredder* [1; S. 74]. Es waren aber nur wenige Mühlen im Schwarzwald festzustellen, die einen solchen Abredder besaßen.

Um das Jahr 1880 kamen die *Seiltriebe* auf,

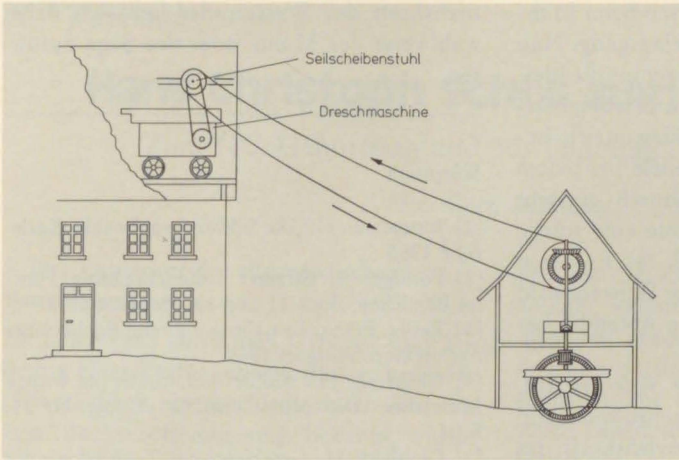


Bild 14: Seiltrieb

mit denen man die Mühle nachrüstete, Bild 14. Hier nutzte man die Antriebskraft des Wasserrades noch aus, um über ein Gestänge eine im Dachstuhl der Mühle befindliche Seilscheibe anzutreiben. Von hier aus führte ein Endlosseil zu einer weiteren Seilscheibe auf den Dachstuhl des Bauernhofes und konnte so eine hier aufgestellte Dreschmaschine oder Futterschneidmaschine antreiben. In den Jahren 1925 bis 1945 baute man im Schwarzwald die Stromversorgungsnetze auf. Aber schon um das Jahr 1905 erzeugten einige Bauern ihren Strom mit der Mühle selbst. Über eine Seitenwelle am Kammrad sowie über Riemenübersetzungen wurde ein Gleichstrom-Generator mit einer Leistung von etwa 0,5 bis 2 kW angetrieben.

Einige Mühlen des Schwarzwaldes wurden nachträglich noch mit einer Säge kombiniert [10]. Man trieb das Sägewerk auch hier über eine Seitenwelle des Kammrades an. Die Antriebskraft des Wasserrades ließ sich dabei wahlweise der Mühle oder der Säge zuführen.

Im Ostteil des Schwarzwaldes wurde früher auch Dinkel angebaut. Dieser lieferte aber beim Dreschen nicht das blanke Korn, sondern es war noch eine Hülle um den Kern

vorhanden, die gelöst und entfernt werden mußte. Diese Aufgabe übernahm der *Gerbgang*, dabei bedeutet nach dem Duden *Gerben* soviel wie Aufbereiten [1; S. 93].

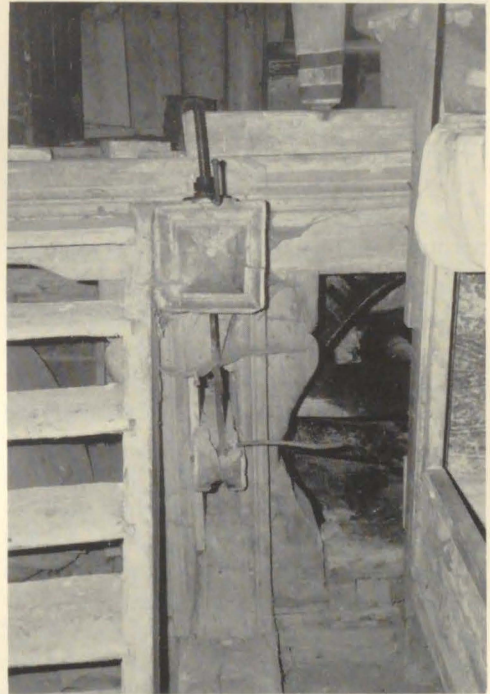


Bild 13: Bietsäule des Maierhofes in Siegelau

Wie bereits angegeben, verlassen beim Mahlen Kleie und Grieß den Beutelausgang. Nun ist die Kleie jedoch großflächiger als die kleinen gedrungenen Grießkörner. Ein Schüttelsieb, das ebenfalls vom Mühlenantrieb bewegt wird, vermag nun die Kleie bei jedem Durchgang abzutrennen; dadurch entsteht ein weißeres Mehl. Man nannte eine solche Siebeinrichtung *Abredder* [1; S. 74]. Es waren aber nur wenige Mühlen im Schwarzwald festzustellen, die einen solchen *Abredder* besaßen.

Um das Jahr 1880 kamen die *Seiltriebe* auf, mit denen man die Mühle nachrüstete, Bild 14. Hier nutzte man die Antriebskraft des Wasserrades noch aus, um über ein Gestänge eine im Dachstuhl der Mühle befindliche Seilscheibe anzutreiben. Von hier aus führte ein Endlosseil zu einer weiteren Seilscheibe auf den Dachstuhl des Bauernhofes und konnte so eine hier aufgestellte Dreschmaschine oder Futterschneidmaschine antreiben. In den Jahren 1925 bis 1945 baute man im Schwarzwald die Stromversorgungsnetze auf. Aber schon um das Jahr 1905 erzeugten einige Bauern ihren Strom mit der Mühle selbst. Über eine Seitenwelle am Kammrad sowie über Riemenübersetzungen wurde ein Gleichstrom-Generator mit einer Leistung von etwa 0,5 bis 2 kW angetrieben.

Einige Mühlen des Schwarzwaldes wurden nachträglich noch mit einer Säge kombiniert [10]. Man trieb das Sägewerk auch hier über eine Seitenwelle des Kammrades an. Die An-

triebskraft des Wasserrades ließ sich dabei wahlweise der Mühle oder der Säge zuführen.

Schrifttum

- [1] Jüttemann, H.: Die Schwarzwaldmühle. Karlsruhe 1985
- [2] Forbiger, A.: Strabo's Erdbeschreibung. Fünftes Bändchen, Buch 11 und 12. Stuttgart 1858
- [3] Reber, Franz: Des Vitruvius zehn Bücher über Architektur. Stuttgart 1865
- [4] Gleisberg, H.: Mühle und Müller im frühen Mittelalter. Die Mühle. Bd. 92 (1955), Nr. 23, S. 311
- [5] Gleisberg, H.: Geschichte und Technologie der alten Wassermühlen. Sächsische Heimatblätter. Bd. 98 (1972) Nr. 4, S. 145/55
- [6] Schilli, H.: Das Schwarzwaldhaus. 4. Aufl. Stuttgart 1982
- [7] Bloch, M.: Antritt und Siegeszug der Wassermühle. Aus: Bloch, M., Braudel, F., Febvre, L. u. a.: Schrift und Materie der Geschichte. Vorschläge zur systematischen Aneignung historischer Prozesse. Paris 1977
- [8] Finkbeiner, G.: 750 Jahre Dörflinbach 1977.
- [9] Heinemann, Bartholomäus: Geschichte der Stadt Georgen im Schwarzwald. Freiburg 1939
- [10] Jüttemann, H.: Alte Bauernsägen im Schwarzwald und in den Alpenländern. Karlsruhe 1984
- [11] Schilli, H.: Die Schwarzwälder Mühle. Sonderdruck aus Ekkehart-Jahrbuch. Badische Heimat 1966
- [12] Stengel, Georg: Bauernmühlen im Gebiet der geschlossenen Hofgüter des mittleren Schwarzwaldes. Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar in Donaueschingen, Heft XXVII (1968)

Hans Christoph Schöll zum Gedenken

Zum 100. Geburtstag und 30. Todestag im Jahre 1988

Peter Götz, Backnang

1 Der Entdecker des alteuropäischen Bauernglaubens

Im Jahre 1988 jährte sich Geburts- und Todestag einer Persönlichkeit, die der breiteren Öffentlichkeit eigentlich nur durch eine einzige Buchveröffentlichung bekannt wurde. Aber auch diese liegt schon mehr als 50 Jahre zurück. Der Schriftsteller Hans Christoph Schöll (1888 bis 1958) ist heute fast als ein „Verschollener“ anzusehen. Dies, obwohl er durch seine vielfältigen Forschungen und schriftstellerischen Arbeiten landesweit und dank eines verzweigten volksbildenden Wirkens in Nordbaden zu Lebzeiten weit über den Umkreis seiner Wahlheimat Heidelberg geachtet und anerkannt war. Mit seinem Buch „Die drei Ewigen. Eine Untersuchung über germanischen Bauernglauben“, das nach jahrelangen Vorarbeiten 1936 beim Eugen Diederichs Verlag in Jena erschien, hat er in den Kreisen der Religionsgeschichte, Volkskunde und Sagenforschung weithin Beachtung gefunden und Anstöße zu weiteren Überlegungen gegeben.

Dennoch war schon damals sein Name, weil Schöll nicht aus einer akademischen Position heraus wirkte, in Nachschlagewerken¹⁾ kaum zu finden; auch heute erscheint er allenfalls als Autor von „Die drei Ewigen“ in einigen Literaturhinweisen²⁾. Lediglich der Schriftsteller Richard Fester (1910 bis 1982) wies in mindestens zwei sprachkundlichen Büchern auf Schölls bahnbrechende Arbeit hin, wovon noch die Rede sein wird.

2 Ein bewegtes und schöpferisches Leben

Die Beschreibung von Schölls Hauptwerk über eine vorchristliche weibliche Dreifaltig-

keit, die drei Ewigen, wie er sie nannte (und anderer wesentlicher, kaum bekannter Aufsätze aus seiner Hand) wäre einen eigenen Beitrag wert, doch dazu gäbe erst ein weiteres Jubiläumsjahr berechtigten Anlaß... Hier sollen Leben und Werk von Hans Christoph Schöll gewürdigt werden, soweit es sich biografisch erschließen läßt. Fast alle Angaben zum Leben von Schöll sind Herrn *Eberhard Schöll* zu verdanken, dem an dieser Stelle herzlich zu danken ist.

Hans Christoph Schöll wurde am 11. März 1888 in Heilbronn geboren. Die Mutter stammt aus Lauffen am Neckar, der Vater, Oberlehrer, aus Böhningen auf der Schwäbischen Alb. Nach dem Schulabschluß mit dem Schwäbischen Landexamen (das „Einjährige“) entzog sich der junge Schöll der für ihn vorgesehenen Pfarrlaufbahn und begann dafür unter Druck der Familie (der Onkel war Prälat in Böhningen) in Tübingen eine Buchhandelslehre. In dieser Zeit dürfte seine auch ihn prägende Begegnung mit der deutschen Jugendbewegung („Wandervogel“) stattgefunden haben. Lehre und Arbeit in der Tübinger Buchhandlung Heckenhauer gegenüber der Stiftskirche hat ihn mit seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen ähnlich unbefriedigt gelassen wie etwa 10 Jahre vorher einen anderen jungen Mann: Hermann Hesse, der dort von 1895 bis 1898 ebenfalls seine Lehrzeit verbrachte.³⁾ Darauf folgten Tätigkeiten als wissenschaftlicher Hilfsassistent in den Universitätsbibliotheken Tübingen und Gießen. 1911 übersiedelte Schöll nach Leipzig, der damaligen Verlagsmetropole, beginnt dort eine erneute Lehre, diesmal als Gebrauchsgraphiker, trägt sich mit der Absicht, eine eigene Werkstatt zu

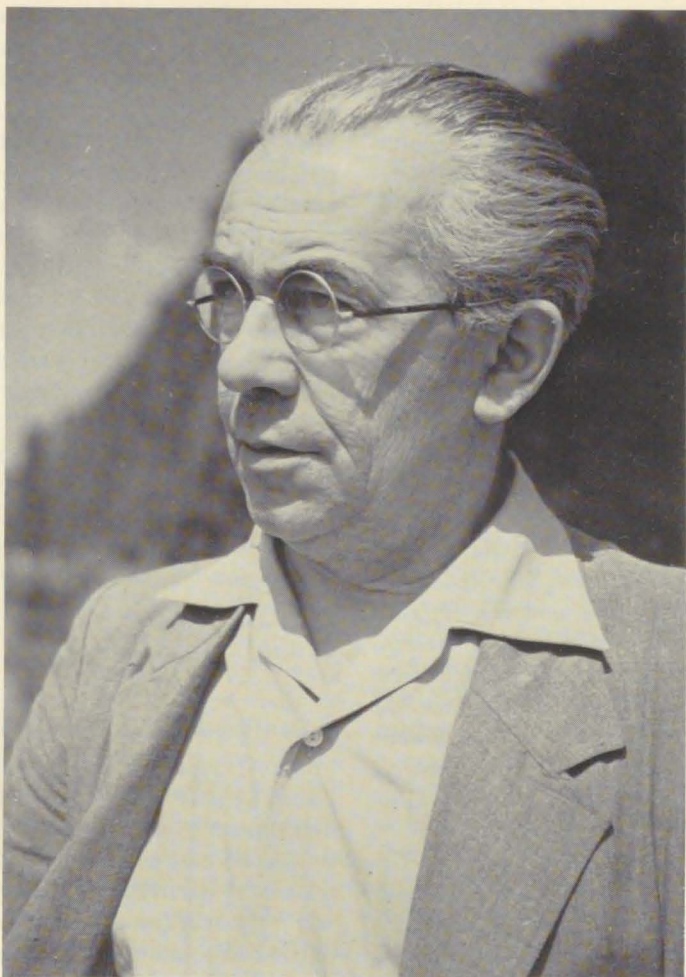
gründen. Wirtschaftlich hält er sich durch Mitarbeit in einem der Verlage über Wasser. Noch in Leipzig heiratet er seine Frau Maria, die er im „Wandervogel“ kennengelernt hatte. Im Jahre 1913 folgt eine erneute Übersiedlung, jetzt nach Heidelberg, wo er mit Ausnahme des Krieges bis zu seinem Lebensende bleiben sollte. Im Hause Kornmarkt 7 eröffnet Schöll eine Antiquitätenhandlung mit Antiquariat, die den Lebensunterhalt sichern soll und Schöll gleichzeitig die ersten Möglichkeiten bietet, an seltene literarische Quellen für seine schriftstellerischen Neigungen zu gelangen. Den Ersten Weltkrieg erlebt er als Einjährig-Freiwilliger an der Westfront. Doch die Hoffnungen auf einen kurzen Militärdienst sollten sich nicht erfüllen: Verwundung 1916 vor Ypern, Entlassung 1918.

Die Ernüchterung des einstigen Kriegsfreiwilligen wird seinen politischen Standort geprägt haben, denn 1918/19 tritt er der erst im November 1918 von Friedrich Naumann und Professor Max Weber gegründeten Deutschen Demokratischen Partei (DDP) bei, die bereits im ersten Reichstag 1919 die drittstärkste Partei werden sollte. (Nach der Selbstauflösung der Partei im Juli 1933 war Schöll politisch nicht mehr tätig.)

Die Not- und Inflationszeit der zwanziger Jahre belastet den Selbständigen mit seiner großen Familie sehr (dem Ehepaar Schöll wurden zwei Töchter und drei Söhne geboren), wengleich 1923 eine Art Scheinblüte sein Geschäft belebt: Viele Kunden kaufen Antiquitäten als Geldanlage vor dem sich abzeichnenden Währungszusammenbruch. Doch trotz zeitweiser materieller Versorgung muß die Familie ums Überleben kämpfen, denn die Ernährungslage in den Städten des Reiches ist katastrophal. Damals wie auch in späteren Jahren herrschte Knappheit bei der Familie Schöll, wenn nicht Not, wie es sein Sohn Eberhard ausdrückte: „Geldmangel zog sich durch sein ganzes Dasein“. Doch während des harten Existenzkampfes entstehen erste Beiträge zu verschiedenen Themen. Als Buchhändler setzt sich Schöll damals beson-

ders für die Verbreitung des Werks von Georg Stammer (1872 bis 1948) ein, des begeisterten Dichters der bündischen Jugend im „Wandervogel“ und der Richtworte, der ihm schon in den Tagen der Jugendbewegung die Suche nach den echten Werten und dem Sinn des Lebens vermittelte.

Bekannt werden in seiner kurpfälzischen Wahlheimat die von Schöll eingeführten „Heidelberger Auktionen“. Um 1930 zwingt jedoch die verheerende wirtschaftliche Lage im Reich Schöll zur Aufgabe seines Geschäfts — war er doch stets mehr Gelehrter und Künstler als Geschäftsmann. Die Familie schlägt sich einige Jahre mit Aushilfsarbeiten und mit öffentlicher Unterstützung sowie mit gelegentlichen Honorareinnahmen durch; kurze Zeit muß Schöll zu Hause so etwas wie eine Lebens- und heilpädagogische Beratung ausgeübt haben. Wohl auf Drängen der Familie (neben dem „Onkel Prälat“ ist der Bruder evangelischer Pfarrer) versucht Schöll, in einen gehobeneren bürgerlichen Beruf zu gelangen: Er holt das Abitur nach (die Reifeprüfung findet in Karlsruhe statt) und nimmt in Heidelberg ein Studium auf, Hauptfach Theologie, Nebenfächer Pädagogik und Philosophie, hört neben anderen Dibelius, Hellpach und Jaspers. In dieser Zeit entstehen die ersten wesentlichen Arbeiten, die in ihrer Originalität seinen Ruf begründen, auch scheinbar Bekanntem neue Antworten abzurufen. Dennoch scheitert die bürgerliche Existenzsuche (wir befinden uns bereits in den Jahren um 1933), denn in der Badischen Evangelischen Landeskirche findet er keine Anstellung. Schließlich, wieder arbeitslos, wird er als „Arbeitsverpflichteter“ mit Erdarbeiten beschäftigt, bis ihn der damalige Heidelberger Oberbürgermeister Dr. Carl Neinhaus 1935 aus den „Notstandsarbeiten für Arbeitslose“ herausholt und dem wissenschaftlich Vorgebildeten die kommissarische Verwaltung des Stadtarchivs überträgt. In dieser ihn persönlich zwar bindenden, doch seine Familie wirtschaftlich tragenden Position, die zudem seinen vielfältigen Neigungen zu Litera-



Hans Christoph Schöll um 1950

(Mit freundlicher Genehmigung von Hans Eberhard Schöll)

tur, Heimat- und Volkskunde, Geschichte, Sagen- und vergleichende Religionsforschung entgegenkommt, entstehen wesentliche Überlegungen und Arbeiten, die ihn als wißbegierigen und gründlichen Forscher ausweisen. So erscheint 1936 nach langen Vorarbeiten bei Diederichs das bereits erwähnte Werk „Die drei Ewigen“; 1939 beispielsweise eine Untersuchung zum Heidelberger Stadt-

wappen mit neuen Erkenntnissen zur frühen Stadtgeschichte. Auch die Ausstellung „Heidelberg — Verantwortung und Aufgabe“ zum 550. Bestehen der Universität Heidelberg verdankt Schölls Beteiligung wesentliche Anregungen (1936). Schöll war auch an der Untersuchung des Heidenlochs auf dem Heiligenberg bei Heidelberg durch P. H. Stemmermann in den Jahren 1936 bis 1938 beteiligt.

Seine Ansicht, daß es sich hier um eine vorge-schichtliche (kultische) Anlage handeln muß, wurde damals und auch durch neue Untersuchungen aus dem Jahre 1987 bestätigt.⁵⁾

An dieser Stelle sei ein Gedenken an Schölls tapfere Gattin Maria eingefügt: Auslands-deutsche, auf Sizilien geboren, besucht in Dresden das Lehrerseminar; bleibt in Deutschland, um als Privatlehrerin tätig zu werden. In der Jugendbewegung lernt sie Hans Christoph Schöll kennen. Nach der Eheschließung gibt sie ihren Beruf auf und trägt das — in den Zwanziger- und frühen Dreißigerjahren unstete — Leben ihres viel-seitig tätigen, forschenden Mannes mit zu-letzt fünf Kindern ohne Klage mit. Trotz wirtschaftlicher Not in diesen Jahren war die Ehe nie gefährdet und sie war es, durch deren aufopfernde Mitarbeit das schriftstellerische Werk mitgetragen wurde und sich entfalten konnte. Bei der Untersuchung des Heiden-lochs ließ auch sie sich bis in etwa 50 m Tiefe hinab — wahrscheinlich als einzige Frau, die je im Heidenloch war . . . Auch der Zweite Weltkrieg verlangt von der Familie schwere Opfer: 1941 fällt der Sohn Ulrich in Grie-chenland; Ostern 1945 wird Heidelberg von den Amerikanern besetzt, ein verirrtes Ge-schoß zerstört ausgerechnet die Wohnung der Familie Schöll, bei der Zwangsräumung der Wohnung geht ein Großteil des jahrelang zusammengetragenen Archivs verloren.

Noch 1945 verläßt er freiwillig das Stadtarchiv, um sich einer neuen, ihn herausfordern-den Aufgabe zu stellen — er befaßt sich mit dem Aufbau und der Leitung des Volksbil-dungswerkes für den Landkreis Heidelberg. Diese Tätigkeit befriedigt ihn sehr, kann er hier in weitgehender Selbständigkeit seine vielfältigen Kenntnisse und wissenschaftli-chen Neigungen einem dankbaren Zuhörer-kreis nahebringen, auch ein altes Anliegen verwirklichen: Volksbildung als Lebensauf-gabe. In diesen Jahren ist er auch freiberuflicher Mitarbeiter u. a. beim Alemannischen Institut in Freiburg im Breisgau sowie beim neu gegründeten Merian-Verlag. Notge-

drungen erlebt Schöll wieder eine umtriebige Zeit: vielfältige Werbe-, Organisations- und auch Vortragsarbeiten verlangen den ganzen Mann, zudem müssen in diesen Jahren des Neubeginns weite Strecken zu angefragten Referenten, zu Veranstaltungen meist zu Fuß zurückgelegt werden. Die unstete Lebenswei-se und der frühere Lebenskampf tragen dazu bei, daß er im Oktober 1957 aus gesundheitli-chen Gründen seine Volksbildungsarbeit niederlegen muß. Noch 1958, bereits auf dem Krankenlager, vollendet er seine letzte Arbeit über die Orts- und Flurnamen mit „-bach“. Zu seinem 70. Geburtstag (11. März 1958) erscheinen anerkennende Presseberichte über ihn, doch er ist bereits vom Tode gezeichnet: In den Morgenstunden des 15. August 1958 stirbt Hans Christoph Schöll an einem schwe-ren Magenleiden in Heidelberg.

*Bist manchmal schön gewesen, o Welt!
O Welt, nun gute Nacht!¹⁶⁾*

3 Der Forscher und Schriftsteller

Schölls Hauptwerk auf schriftstellerischem Gebiet ist ohne Zweifel sein Buch über „Die drei Ewigen“, worauf noch näher einzugehen ist. Diese Veröffentlichung hat Schöll unmit-telbar nach deren Erscheinen im ganzen deut-schen Sprachraum bekanntgemacht. Damit dürfte ihm so etwas wie die Begründung der geschichtlichen Sagenforschung gelungen sein.

Es gab hierzu grundlegende Vorarbeiten: die Sagensammlung des Volkskundlers Friedrich Panzer (Bayerische Sagen und Bräuche. Bei-trag zur Deutschen Mythologie; München 1848—1855), die grundlegende Schrift von Albrecht Dieterich (Mutter Erde. Ein Ver-such über Volksreligion; 1905) und die ersten Hinweise zur abendländischen Mütterreligion in Professor Herman Wirths frühen Hauptwerken (Der Aufgang der Menschheit, Jena 1928; Die heilige Urschrift der Menschheit, Berlin—Leipzig 1931—1936). Auch J. J. Bachofens bahnbrechendes Werk „Das Mut-terrecht“ (1861) ist zu nennen, wenngleich

hier Mutterrecht und Mutterreligion zu unterscheiden sind. Schölls eingehende Untersuchung der Drei-Frauen-Gruppe ist in ihren Folgerungen und in ihrer Schlüssigkeit neu. Sie wird letztlich durch Wirths spätere Arbeiten, vor allem durch seine Denkschrift von 1972 über die Frauenberge, und aus sprachkundlicher Sicht durch die Arbeiten von Richard Fester bestätigt. Nach Angaben von Eberhard Schöll hat sein Vater bis zu 100 Aufsätze, Rezensionen und kleinere Beiträge veröffentlicht, die auf eine Vielzahl, meist badischer und kurpfälzischer, Zeitschriften und Zeitungen verteilt sind. Einige Arbeiten aus den zwanziger und frühen dreißiger Jahren erschienen auch unter dem Pseudonym Ulrich Kienholt. Neue Erkenntnisse bringen beispielsweise die Aufsätze über das Wappen der Stadt Heidelberg (1939), den Besuch Goethes im Jahre 1775 bei der Heidelberger Familie Delph (1949), über eine Zeile in Hölderlins Ode an Heidelberg, Überlegungen zur vorgeschichtlichen Landesvermessung (Ms., 1949), über die Bedeutung der bach-Orte (1958). Beispielhaft für seine Wertschätzung (und für sein vielseitiges Schaffen) soll auszugswise ein Nachruf wiedergegeben werden, der 1958 anlässlich seines Heimgangs erschien: „... Der Tod hat die Fäden vieler Ansatzpunkte zerrissen, aufgeworfene Fragen, zu deren Beantwortung vielleicht später erst und auf Umwegen und mühevoll die Gelehrten kommen werden. Hans Christoph Schöll war ein Anreger, er fand mit Sicherheit die ‚wunden‘ Stellen in Theorien und Lehrgebäuden, und dort setzte seine Fragestellung ein. Auf diese Weise entstanden Ansatzpunkte, ergaben sich Beobachtungen, die seither überhaupt nicht in Erwägung gezogen waren und ungeprüft Übernommenes über den Haufen warfen. So entstand Schölls Theorie der ‚Linien‘: die Vermutung, daß schon früh- oder gar vorgeschichtlich, von Kundigen gehandhabt, ein System der Ortung oder der Landvermessung bestand. Besonders die alten Kultorte (der Heiligenberg, Speyer, Worms usw.), aber auch die sogenannten ‚Galgen‘

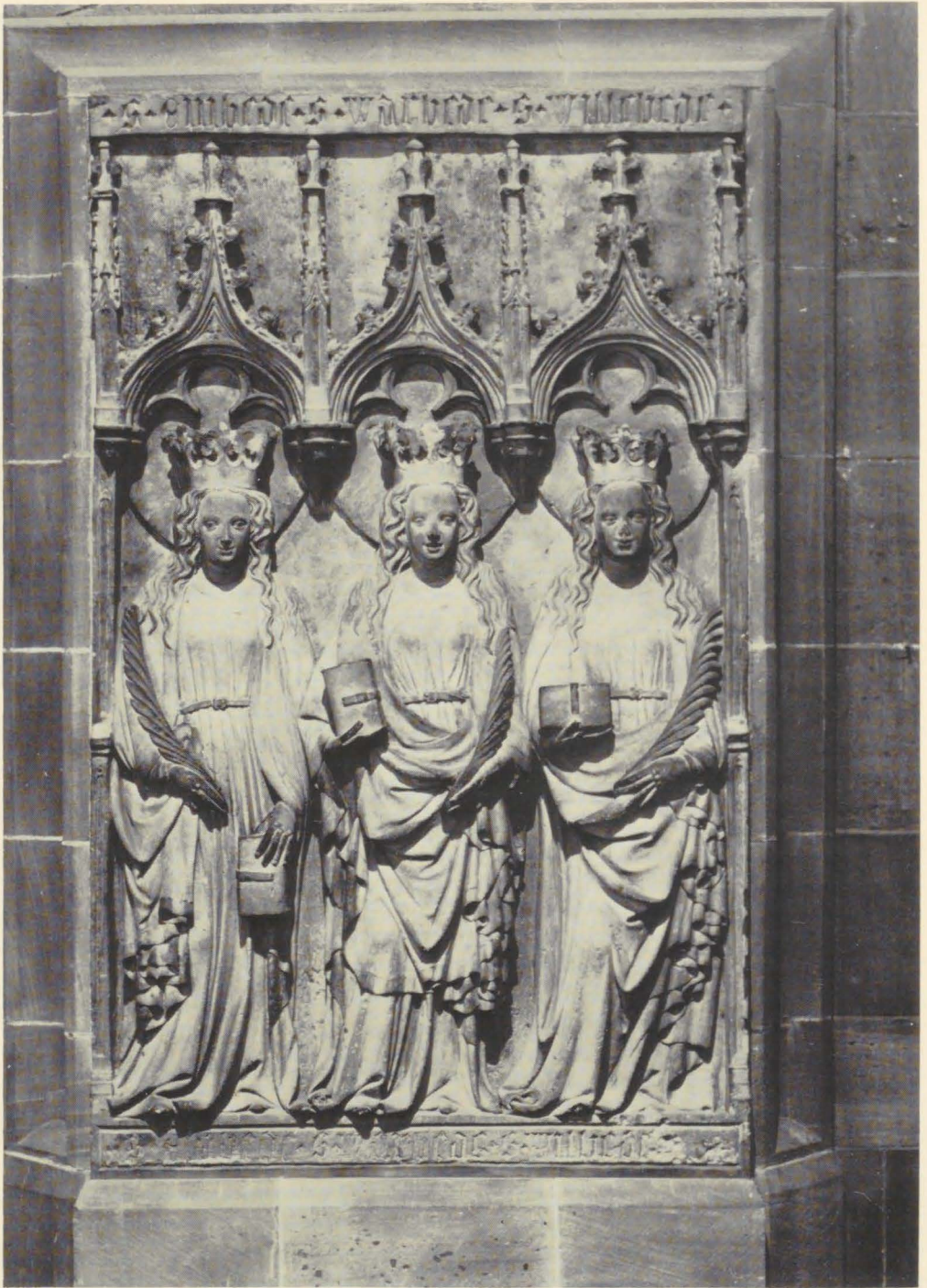
und Galgenberge spielten in diesem System eine Rolle. Auch von anderer wissenschaftlicher Seite ist man tastend zu ähnlichen Erwägungen vorgestoßen. Schölls Forschungen auf diesem Gebiet bleiben nun Torso, Material vielleicht für die spätere Forschung.

Im Zusammenhang mit diesen Fragen wandte er sich den historischen Landnahmen (Alemannen und Franken) und der Siedlungsgeschichte zu. Den Großteil der alten Steinkreuze weist er als Weg- und Grenzmarken dieser Zeit zu. Als Bürger unserer Stadt, als Liebhaber ihrer Geschichte und ihrer Landschaft bemühte sich Hans Christoph Schöll, der geborene Heilbronner, immer wieder: erhaltend und aufklärend. So untersuchte er die Geschichte der Stadtfarben und der Siegel Heidelbergs, das Verhältnis von Burg und Stadt; er kroch (im wahrsten Sinne) in den unterirdischen Gängen herum, war auf der Suche nach den aus Heiliggeist verlagerten und verschollenen Kurfürstengräbern, legte das ‚Heidenloch‘ auf dem Heiligenberg frei, fand und deutete die rätselhafte Steinsetzung auf dem Walsberg bei Dossenheim.

Für die Geschichte der Stadt wichtig war seine Untersuchung über die Schloßzerstörung: sein Nachweis, daß sie sich auf die militärisch genutzten Festungswerke beschränkt und daß der Blitz (Otto-Heinrichs-Bau) das Seine getan hatte. Er trat damit chauvinistisch genährter Legende von der Totalvernichtung entgegen, unter der manche gewissenhafte Franzosen (wie Michelet) gelitten hatten...“ (K. B.)

4 Beschäftigung mit Friedrich Hölderlin

Als Wahl-Heidelberger wird Schöll sehr früh auf die berühmte, in der Endfassung im Jahre 1800 entstandene Ode Hölderlins auf Heidelberg gestoßen sein: „Lange lieb‘ ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust, / Mutter nennen, und dir schenken ein kunstlos Lied, / Du, der Vaterlandsstädte / Ländlichschönste, so viel ich sah...“. Eines Tages wird er sich gewundert haben, als es zu Beginn der vierten



Der Dreijungfrauenstein im Wormser Dom, um 1430. Das Denkmal stand ursprünglich in der Kirche des ehemaligen Frauenklosters der Reuerinnen St. Maria Magdalena auf dem Berg.

(Foto: Stadarchiv Worms)

Strophe heißt: „Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebene zog . . .“. War da im Sinnzusammenhang der ganzen Ode nicht ein Bruch? Schöll untersuchte das handschriftliche Manuskript Hölderlins und stellte dabei fest, daß der Dichter in der genannten Verszeile keine Kommata setzte. Die Zeile heißt dann folgerichtig: „Und den Jüngling der Strom fort in die Ebene zog . . .“ — also den Jüngling Friedrich Hölderlin fort von Heidelberg in die Rheinebene, nach Frankfurt — zu seinem Diotima-Erlebnis. Die Ode wird somit zu einem Bekenntnis einer Schicksalswende im Leben des jungen Dichters, nicht eine bloße — wenn auch sprachlich meisterhafte — Huldigung an die liebliche Stadt am Neckar. Auch hier: „Unermüdlich stellt er seine Fragen, versucht an die letzten erreichbaren Quellen heranzukommen, was alle anderen als gegeben hinnehmen, davon will und muß er sich erst selbst überzeugen“ (Josef von Golitschek in einer Würdigung zu Schölls 70. Geburtstag am 11. 3. 1958).

5 Die drei Ewigen

— so nennt Hans Christoph Schöll jene Drei-Frauen-Gottheit (dreigliederte Müttergottheit), deren Spuren in vielfältigen Formen aus ältester Zeit bis in unsere Gegenwart zu verfolgen sind. Was sind das für Spuren? Wer immer sich, freilich abseits der jeweiligen intellektuellen Moden des „Zeitgeistes“, mit Sage, (Ur)Symbolkunde, Legende, Volks- und Kinderlied, Volkskunde, Flurnamen, Kultur- und Kunstgeschichte, Mythologie, Religions- und Wallfahrtsgeschichte befaßt, wird auf die drei Frauen (Jungfrauen) stoßen. Hinzu kommt die häufige Rezeption der eddischen drei Nornen, ganz abgesehen von der Dreizahl in der mittelmeerisch-antiken Mythologie, soweit sie sich auf weiblich dargestellte Wesenheiten bezieht (Parzen, Moiren und andere Triaden). Schöll hat sich in seiner tiefgründigen Untersuchung bewußt auf den deutschen Sprachraum beschränkt und dabei eine Fülle von Einzelbelegen und verstreuten

schriftlichen Quellen berücksichtigt. Allerdings ging es ihm bei seiner Arbeit nicht darum, den Fragenkreis um die drei Frauen in seiner kaum faßbaren Breite aufzubereiten, bloß darzustellen, sondern an Hand der Quellen eine neue Sicht herauszufinden (das Quellenverzeichnis des Buches umfaßt nach dem Stand von 1935/1936 bereits 5 Seiten!). Dabei hat ihn das Wort eines Gelehrten des frühen 19. Jahrhunderts geleitet, das er im Vorwort zitiert: „Ob ich mich den anmaße, mehr zu wissen als die anderen Leute? Ich nicht, aber die Quellen, welche die anderen Leute nicht benutzt haben.“ (Franz Josef Moine, 1826). Schöll hat nach langjähriger Beschäftigung mit dem Thema (die Vorarbeiten zu seinem Buch begannen Jahre vor 1933) herausgefunden, daß sich in der Drei-Frauen-Überlieferung eigentlich zwei verschiedene mythische, altreligiöse Kreise überschneiden (oder verflochten haben), „die ihren sichtbaren Ausdruck jeweils in drei Frauengestalten fanden“:

— der Kreis der Schicksalsmächte, die über Geburt, Leben und Tod des Menschen verfügen, „es sind drei ‚Schicksalsschwestern‘, die wir überall in der indogermanischen Mythologie finden. Die Erinnerung an sie lebt hauptsächlich fort in den Kinderreimen von den ‚drei Jungfern‘, von denen die ersten beiden den Lebensfaden spinnen, bis ihn die dritte wieder auflöst und abreißt“.

*Hotte, hotte, Rößle
dort drowe stoht e Schlößle,
dort drowe stoht e golden Haus,
gucken drei Madame' raus: die ein', die spinnt
die Seide,
die ander' kritzelt Kreide,
die dritte macht es Lådele uf,
kommt e Helle drunter 'ruf.*

(Aus dem badischen Schwarzwald)

Gerade hier ist an die eddischen Nornen zu denken, oder an Bezeichnungen der personifizierten Schicksalsmächte wie: drei alte

Jungfern, Madammen, Docken, Puppen, drei alte Weiber, Mareien (?).

— Der zweite Kreis erfaßt den Gesamt Ablauf der sichtbaren Welt, das Zusammenspiel der fruchtbareren Erde mit den Himmelslichtern Sonne und Mond und den Kreislauf des Jahres, der Jahre (Natur und überindividuelles Geschehen, die dahinterwirkenden geistigen Mächte).

„Dieser zweite mythische Kreis findet seinen Ausdruck in der Verehrung einer dreifachen weiblichen Gottheit. Zu ihm gehören die unendlich vielen Sagen aus allen Teilen Deutschlands, die von drei Königstöchtern erzählen oder von drei Prinzessinnen; oft auch heißen sie wilde Frauen oder heidnische Fräulein, die saligen Fräulein, drei Helferinnen oder Heilrätinnen, manchmal allerdings auch drei Schwestern. Gerade diese Bezeichnung der drei göttlichen Frauen als ‚Schwestern‘ läßt am deutlichsten den Punkt erkennen, wo in der Überlieferung einer späteren Zeit Göttermythus und Schicksalsmythus sich überschneiden, um dann im weiteren Verlaufe schließlich ganz ineinander verflochten zu werden. Diesen zweiten bisher nicht erkannten mythischen Kreis aus seiner Verflechtung mit dem ersten zu lösen und darzustellen ist Aufgabe der vorliegenden Schrift . . .“ (S. 8) Schöll bekennt selbst, daß er bei weitem nicht der erste ist, der sich dem Fragenkreis um die drei Frauen annimmt. In seiner „Untersuchung über den germanischen Bauernglauben“ (Untertitel) werden beispielsweise wiederholt die wichtigen Schriften der Gelehrten Rudolf Drinkuth und Wolfgang Heiligendorff — wenn auch kritisch — zitiert.⁹⁾

Von den zahlreichen Namensüberlieferungen für die drei Frauen verwendet Schöll die heutigem Sprachgebrauch näher liegenden Formen *Ambet*, *Borbet* und *Wilbet* (die drei Beten). Doch wie läßt sich das Grundwort BET(H) erklären? Schöll deutet es so:

„Kelt. bit-u, altirisch bith (mit dem Genitiv beth-o) hat die Bedeutung ‚immerwährend, ewig‘; dazu gehört kelt. bivo = lebendig (alt-

irisch beo-), ebenso lat. vivere = leben und griech. bios = Leben.

Die drei Beten sind Verkörperung und Inbegriff des *immerwährenden, ewig-unbesiegbaren Lebens*; sie sind ‚die drei Ewigen‘, von deren Macht und gütiger Hilfe Erde, Sonne und Mond als die sichtbaren Träger der ewigen Weltwirklichkeit künden. So umspannt denn auch das Wort bit-u (beth-o) außer dem Begriff ‚ewiges Leben‘ noch die Bedeutung ‚Welt‘ . . . So ‚richtig‘ diese Feststellung ist, so falsch ist sie doch gleichzeitig. Sie ist nötig für den abstrakt denkenden Menschen von heute, der aus einem schematisierenden Denkwang heraus ‚Konkret-Sinnliches‘ und ‚Abstrakt-Religiöses‘ unterscheiden muß; aber sie geht vorbei an der geistig-seelischen Welt jener Menschen, die den drei Ewigen dienten und sich in dieser ewigen Welt geborgen wußten. Gerade dieses Umgreifen von Welt und Ewigkeit mit einem und demselben Wort, das gleichzeitig noch das Leben einbegreift, beweist zwingender als irgendein intellektualistischer oder sentimentalischer Versuch des ‚Sich-einfühlens‘, daß hier aus einer ungebrochenen Ganzheit gelebt wurde, die noch nicht aufgespalten war in abstraktes Denken und konkretes Leben . . .“ (S. 42)

Diese Wortdeutung mag von fachwissenschaftlicher Seite angreifbar sein wie auch Schölls Arbeitsweise, die urkundlich wie ikonographisch unterschiedlich-verwirrend vorliegende Namens- und Datierungsvielfalt mit den zahlreichen Drei-Frauen(Fräulein)-Sagen zu verbinden. Doch was liegt näher, als gerade die von der Forschung auch als uralte empfundene Drei-Frauen-Überlieferung mit dem ebenfalls uralten Herkommen von Sprache und Namen zu verbinden? (Selbst man diese Überlieferung, wie Heiligendorff, erst mit dem keltisch-germanisch-römischen Matronenkult beginnen läßt, was nach Schölls Arbeit als überholt gelten darf.) Weiter bezieht Schöll bewußt die zahlreichen Flurnamen mit ein, die eine über den gesamten deutschen Sprachraum verbreitete Beten-Überlieferung, -verehrung erkennen lassen. Folglich



Die drei heiligen Madel. Münchner Lebkuchen
(Foto aus: Schöll, Die drei Ewigen)

in jedem Dorf ein altes Heiligtum? Schöll: „Dazu läßt sich nur sagen, daß dies nach allem, was wir über Besiedelungs- und Kulturgeschichte unseres Landes heute wissen, durchaus der geschichtlichen Wirklichkeit entspricht. Der ‚Einwand‘ trifft daher nicht, ja wir könnten darin eher eine Bestätigung sehen. Es scheint uns gar nicht weiter verwunderlich, daß in jedem Hottentottenkraal eine kultisch betonte Stelle als tabu gilt, aber für das alte Germanien will man es nicht gelten lassen. Wir finden es durchaus natürlich, daß heute jedes Dorf seine Kirche, das heißt einen betonten Mittelpunkt seines kultisch-religiösen Gemeinlebens habe: welcher Grund soll dagegen sprechen, daß das in alter Zeit nicht anders war?“ (S. 69)

Schöll ist in seiner Untersuchung über die drei Beten auch den heiligen Stätten (denen gegenwärtig zunehmendes Interesse entgegengebracht wird) und Zeiten wie der Beten-Überlieferung in christlicher Zeit nachgegangen. Hier ist vor allem an die drei Frauen unter den Vierzehn Nothelfern (meist als Barbara, Katharina und Margarete bezeichnet) zu denken, die — wie die berühmten drei heiligen Jungfrauen im Wormser Dom — fast immer gekrönt dargestellt werden, aber auch an die christliche „Heiligendreiheit“ Fides, Spes und Caritas¹⁰), an die Ursulalegende mit ihren angeblich 11 000 Jungfrauen (wovon drei in Köln, aber auch in Straßburg blieben . . .), an die drei Marien (Mareien ?), ja an die liebe Frau(en) Maria selbst. Luther

noch verwundert sich über den Anna-Kult. Zu dieser Verehrungsform schreibt Schöll: „Wohl war sie, von der weder Evangelien noch Geschichte etwas wissen, schon sehr früh in der Christenheit gefeiert worden als die Mutter der Jungfrau Maria; aber während sie in der Volksfrömmigkeit seit den Tagen der Erdmutter Anabet wohl immer ihre halb heidnische, halb christliche Rolle spielte, war ihre Verehrung innerhalb der offiziellen Kirche mit der fortschreitenden Christianisierung mehr und mehr zurückgegangen... Nun aber tritt sie mit einem Male in den Mittelpunkt der religiösen Andacht... Luther sagt in einer Predigt vom Jahre 1539, das ‚groß wesen von St. Anna‘ sei aufkommen, als er noch ein Knabe von fünfzehn Jahren war, und an einer anderen Stelle spricht er davon, daß ihr Festtag den aller anderen Heiligen, ja sogar der Gottesmutter selbst verdunkelt habe. In ganz Deutschland entstanden St.-Annen-Bruderschaften... Die alte Bedeutung der Erdgottheit Ana-bet scheint noch durch, wenn die Mutter Anna zur Patronin des Bergbaus gemacht wird. ‚Erzmacherin‘ heißt sie in einer Schneeberger Chronik und an allen bergbautreibenden Orten finden sich nach ihr benannte Gruben, Stollen, Kirchen, Altäre und Glocken. Sie wird die Schutzheilige vieler Städte und Ortschaften, die Bergwerke auf ihrer Gemarkung haben...“ (S. 124, 125).

Für Schölls Buch über die drei Ewigen möchte man eine Wertung des Stuttgarter Literaturwissenschaftlers Heinz Schlaffer übernehmen, die dieser zu Winds berühmtem Buch formulierte: „Es gibt kaum ein anderes Buch, das ikonographische Entzifferung mit solcher Brillanz vorantreibt und zu solch überraschenden Resultaten führt wie Edgar Winds ‚Pagan Mysteries in the Renaissance‘.“ Schöll gelang die Entzifferung der uralten Überlieferung von den drei Ewigen: die seit den nacheiszeitlich-steinzeitlichen Tagen überkommenen Kult-Spiegelungen kosmischer, geistig-urreligiöser-Realitäten im Herzen Alteuropas.

6 Ein neuer Kult? Folgerungen

Seit einigen Jahren ist ein steigendes Interesse für geschichtliche Darstellungen festzustellen, im besonderen auch für alteuropäische Kulturgeschichte. Das läßt sich an der Vielzahl der einschlägigen Veröffentlichungen oder an den Besucherzahlen historischer Ausstellungen ablesen.¹¹⁾ Diese Entwicklung bestätigt eine Aussage, wie sie vor fast 10 Jahren in einer Sendung der Reihe „Minute der Besinnung“ des Bayerischen Rundfunks zum Ausdruck kam:

„Es gibt keine Zukunft ohne Vergangenheit. Beide sind unlösbar miteinander verbunden. Wir sind der Tradition verpflichtet und geben sie nicht preis, weil in ihr unvergängliche Werte enthalten sind. Aber wir verstehen die Vergangenheit nicht veraltet, wir wollen eine lebendige Überlieferung, die wir in uns ständig neu gestalten. So verbinden wir ganz unzeitgemäß das Gestrige mit dem Zukünftigen, um im Heutigen bestehen zu können.“¹²⁾ War nicht auch Schöll mit seinem ganzen Streben, in seinen Lebensrollen als Familienvater und Mitmensch, als Schriftsteller, als Geschäftsführer in der Volksbildung dieser Traditionsbewahrung im besten Sinne mit ihren unvergänglichen Werten verpflichtet? Oder wollte er mit seinen Überlegungen um die drei Ewigen einem neuen „Mütterkult“ Vorschub leisten, vielleicht „deutsche Bauernideologie“ fördern? Nichts lag Schöll ferner als letzteres, betrachtet man objektiv Leben und Werk dieses aufrechten Mannes. Gerade sein Buch sollte lediglich dem Nachweis einer weiblichen Dreifaltigkeit dienen, die in bisherigen Darstellungen entweder nicht oder nur unzureichend vertreten war. Sein Buch verstand er als eine Einführungsschrift; weitere Veröffentlichungen zu diesem weitgespannten Thema waren geplant. Doch die Ausführung verhinderten die Vernichtung seines umfangreichen Archivs 1945, die berufliche Überbeanspruchung und letztlich sein zu früher Tod 1958. Wenn Schöll im Untertitel seines Buches den germanischen Bauernglauben

anführt, so wäre es so oberflächlich wie falsch, an Zeitverhaftung oder Ideologie zu denken. Dazu sei nur auf folgendes hingewiesen: Die Landbevölkerung rechnet in den Wirtschaftswissenschaften zum „primären Sektor“ des Erwerbslebens. Nach heutigen wissenschaftlichen Erkenntnissen lag der Bevölkerungsanteil im primären Sektor vor 1800 noch bei über 80 vom Hundert der Gesamtbevölkerung.¹³⁾

Und wie hoch mag er in den Zeiträumen von der Jungsteinzeit bis zu den Glaubensumbrüchen gewesen sein!

Schöll gelang bereits vor über 50 Jahren ein Durchbruch in den Anschauungen über die vorgeschichtliche Urreligion im Raum des heutigen Mitteleuropa. Seine Untersuchungen bieten Anknüpfungspunkte für weitere Überlegungen. (So ist z. B. denkbar, daß die zahlreichen Drei-Frauen-Sagen auf irdische Nachfahrenden der kultisch verehrten „Drei Ewigen“ deuten, die in der Verfolgungszeit oft in der Dreizahl auftraten, auf den Frauenbergen lebten und heimlich für Mensch und Tier segensreich wirkten.) Von berufener Seite sind Schölls Überlegungen nur in Ausnahmefällen weitergeführt worden. Es sieht so aus, daß heute meist nur Laien, Autodidakten den Wert seiner vielseitigen Tätigkeit schätzen oder in Teilbereichen fortsetzen. (Zumindest für die Zeit bis 1958 muß hierzu dem Alemannischen Institut in Freiburg als Vertreter der Wissenschaft Anerkennung ausgesprochen werden.) In heimatkundlichen und symbolkundlichen Beiträgen taucht zuweilen die Drei-Frauen-Thematik auf, wird zuweilen auf Schölls Arbeit verwiesen. Für den bereits vom Tode Gezeichneten mag es eine letzte Genugtuung gewesen sein, daß ein — freilich nicht akademischer — Sprachforscher in weit verbreiteten Büchern auf ihn und seine genialen Findungen hinweist, persönlichen Kontakt mit ihm aufnimmt, an seinen eigenen Forschungen teilhaben läßt: Richard Fester. Bereits in dessen erstem Buch „Sprache der Eiszeit“ mit einem Vorwort des bekannten Mainzer Vorgeschichtlers Herbert Kühn

wird Schöll eine „geradezu hellsichtige Imagination“ bestätigt. „Bei einem letzten Gespräch konnte dieser jenem gerade noch mitteilen, daß seine (Schölls) BETH'en mit an Gewißheit grenzender Wahrscheinlichkeit altsteinzeitliche Muttergottheiten seien, also ein viel höheres Alter hätten als bisher vermutet. Auch Schöll hatte allerdings schon ausgesprochen, daß die ‚Drei Ewigen‘ nicht nur prägermanische, sondern wahrscheinlich präindogermanische Gottheiten seien, die von der klassischen, das Mannestum betonenden Götterwelt der Antike in den religiösen Untergrund verdrängt wurden, mit dem Entstehen des christlichen Marienkultes gegen Ende des Altertums eine vehemente Renaissance erlebten und in vielerlei Gestalt in den Heiligenlegenden Unterschlupf fanden...“ (Fester, a. a. O., S. 82)

Auch im letzten Buch von Fester (der 1982 verstarb) wird mit großer Wertschätzung auf die Vorarbeit von Schöll hingewiesen (Die Steinzeit liegt vor deiner Tür, München 1981). Aufschlußreich darin sind beispielsweise die Aufzählung der Beth-Ortsnamen in Frankreich, wobei eine Häufung im Raum von Lourdes auffällt.

Daß auch die wissenschaftliche Seite sich da und dort mit den „heiligen Frauen“ — als Kern von Schölls Lebensarbeit — befaßt, zeigen die bereits erwähnte Denkschrift von Professor Herman Wirth über die Frauenberge (1972) und die Untersuchungen des spanischen Literaturwissenschaftlers Jaime Ferreiro Alemparte (geb. 1918) zur Ursulalegende und ihren 11 000 Jungfrauen. Wir erinnern uns: Zu ihrem Gefolge gehörten auch die drei Jungfrauen Cubet, Ambet und Guerre... Das sind aber Ambet, Borbet und Wilbet.

Die bisher bekannten Arbeiten von Schöll weisen ihn als interdisziplinär arbeitend aus, der stets seine Quellen offenlegte und größere Zusammenhänge suchte. Seine Vielseitigkeit mag an das Goethe-Wort denken lassen: Wir beschränken uns auf alles... Etwa zwei Jahre vor seinem Tode forderte Schöll in einer Art — leider nur Manuskript gebliebenen

— Denkschrift zur Zusammenarbeit auf (Frühe Landvermessungen, neues Bild der gesamteuropäischen Vorgeschichte): „So richtet sich dieser Arbeitsbericht zwar auch in erster Linie an die zuständigen Fachwissenschaften — an die Vertreter der Vor- und Frühgeschichte, der Vermessungskunde und Siedlungsgeographie, der Sprachgeschichte, der Volkskunde und Flurnamenforschung —, doch kann sich der Aufruf zur Mitarbeit nicht auf diesen Kreis beschränken. Es ist hier ein Feld eröffnet, auf dem auch die Mitarbeit aller derer nicht entbehrt werden kann, die sich aus unmittelbarer Zuneigung mit den Fragen nach den Anfängen gemeinschaftsbildender Ordnung in den verschiedenen Formen der Religion, der Siedlung, des Brauchtums und der Auseinandersetzung von Volk zu Volk beschäftigen“ (28. Juni 1956).

Auch damit war Hans Christoph Schöll den Notwendigkeiten (die Not wendend) um Jahrzehnte voraus . . .

Anmerkungen

¹⁾ So in „Kürschners Deutscher Literaturkalender“, 48. Jahrgang 1937/38, S. 713 (Berlin und Leipzig 1937, Walter de Gruyter).

²⁾ Wörterbuch der deutschen Volkskunde (Stuttgart 3. Auflage 1974, Kröner; Stichwort: Drei heilige Frauen; dort muß es allerdings bei der Anführung von Schölls Buch „Die drei Ewigen“ richtig „5“ S. heißen; dann in symbolkundlichen Schriften von Helmut Bischoff (Das Sinnbild in urgeschichtlicher Zeit, Herborn 1979; Das Hexeneinmaleins. Versuch einer Deutung an Hand vorchristlicher Sinnbilder und deren Auslegung, Herborn 1987) u. a.

³⁾ Die Schilderung der Buchhändlerzeit von Hesse, wie sie dem langjährigen Leiter des Marburger Literaturarchivs Dr. Bernhard Zeller in seiner Hesse-Bildmonographie bei Rowohlt so treffend gelingt, dürfte ebenso auf den jungen Schöll zutreffen, der wohl genau an dem Stehpult stand wie sein Vorgänger . . .

⁴⁾ Aus einem Heidelberger Zeitungsbericht zu Schölls 70. Geburtstag 1958.

⁵⁾ Vgl. B. Heukemes, Erneute Untersuchung des Heidenlochs auf dem Heiligenberg bei Heidelberg (In: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1987, Stuttgart 1988, S. 193 ff.).

⁶⁾ Aus einem Gedicht von H. C. Schöll, wahrscheinlich nach einer lebensgefährlichen Schußverletzung 1916 vor Ypern entstanden.

⁷⁾ Eine ausführliche Bibliographie der Arbeiten Schölls existiert bis heute nicht. Lediglich die Bibliographie der badischen Geschichte, 9. Band, Autorenregister (Stuttgart 1984, S. 236) enthält 8 verschiedene Aufsätze (Für diese Angabe danke ich Frau Dr. Hampf von der Landesstelle für Volkskunde, Stuttgart.) Eine spätere Veröffentlichung über Schöll wird weitere Nachweise bringen.

⁸⁾ Noch die renommierte Studienausgabe in zwei Bänden der Gedichte Hölderlins, 1970 von Detlev Lüders beim Athenäum-Verlag herausgegeben, gibt die alte Lesart wieder. Neuere Ausgaben sollen hin und wieder die Schöll'sche Lesart wiedergeben, ohne auf dessen Vorarbeit hinzuweisen. Auch der Kommentarband von Lüders verzeichnet den Aufsatz von Schöll nicht.

⁹⁾ Rudolf Drinkuth: Die drei Frauen in Deutschland in Sage, Märchen und christlichem Kult (Diss. Marburg 1934; Hess. Bl. für Volkskunde 1934, 33) Wolfgang Heiligendorff: Der keltische Matronenkultus und seine „Fortentwicklung“ im deutschen Mythos (Diss. Greifswald 1932, Leipzig 1934).

¹⁰⁾ Für Meransen, Südtirol, ist es für das 16. und 17. Jahrhundert urkundlich durch Ablaßbriefe und bischöfliche Visitationsprotokolle belegt, daß dort zum einen die heiligen Jungfrauen Anbetta, Vilpeta und Gwerbeta (1650 aber: Ambet, Cubet, Guerträ) verehrt wurden, zum anderen, daß ihnen christliche Namen überzustülpen versucht wurde — ohne Erfolg (Heiligendorff, a. a. O., S. 42). Bemerkenswert auch die Tatsache, daß Meransen der einzige Ort ist, wo noch eine Wallfahrt zu den heiligen drei Frauen stattfindet, und zwar stets am Sonntag nach dem 16. September. Heute werden sie als Aubet, Cubet und Querre verehrt.

Einem heimatkundlichen Aufsatz aus dem Saarland ist zu entnehmen, daß es auch dort eine Drei-Mareien-Verehrung gab (Püttlingen, Hülzweiler). Darüber berichtete in seiner sehr fundierten Studie Josef Gillet, M. A., in: Unsere Heimat. Mitteilungsblatt des Landkreises Saarlouis für Kultur und Landschaft, Nr. 3/84, S. 167 f. Herrn Rektor i. R. Alfred Mayer, Ormesheim, danke ich für den Hinweis darauf.

¹¹⁾ Daher ist es nicht verwunderlich, daß selbst ein Magazin wie der „Stern“, sicher kein Publikationsorgan für religiöse oder volkskundliche Fragen, in einer Vorbesprechung des im September 1988 erschienenen Kultplatz-Buches von Gisela Graichen

auf ein Matronenheiligum und die drei Frauen hinweist: „Die Matronae wachten über die Fruchtbarkeit von Feldern . . . Nach der Christianisierung lebte in den ‚drei Marien‘ und den ‚drei Jungfrauen‘ die heidnische Göttinnen-Dreiheit fort“ (Ausgabe vom 22. 9. 1988).

¹²⁾ Sendung vom 26. 1. 1979; zitiert von Helmut Bischoff in: Das Sinnbild in urgeschichtlicher Zeit. Ausdruck einer ganz bewußten Begriffsschrift für das Göttlich-Unbegreifliche (Herborn 1979)

¹³⁾ Vgl. Henning, Die Industrialisierung in Deutschland von 1800 bis 1914 (Paderborn 1976, S. 24).

Der Autor dieses Beitrags ist dankbar für weitere Hinweise zu Leben und Werk von H. C. Schöll, auch zum Kult und zur Verehrung der „drei Ewigen“. Zuschriften werden über die Redaktion erbeten.

Werte Mutter Erde

*Werte Mutter Erde,
versehrte, verbeerte,
ausgezehrte,
mit Beton beschwerte,
geteerte,
vom Fortschritt verzehrte.*

*Der Mensch, der gelehrte,
der von Gott abgekehrte,
der seelisch entleerte,
der die Werte
umkehrte,
der Mensch, der verkehrte,
zerstörte*

*Dich, werte
Mutter Erde*

Jean Dentinger

Kommunikation
sichert
Zukunft

175 Jahre
KOMMUNIKATION
G. BRAUN

1988 feierte G. Braun seinen 175jährigen Geburtstag. Grund genug, die Geschichte, die Aufgaben und Ziele der G. Braun Druckerei und Verlage ein wenig ausgiebiger zu kommentieren.

In den ersten Jahrzehnten der Verlagsgeschichte verlegte G. Braun vorrangig Bücher. Dazu gehörten belletristische Werke, aber auch Fachbücher und Nachschlagewerke.

Schon Anfang unseres Jahrhunderts war G. Braun zu einem anerkannten deutschen Druck- und Verlagshaus aufgestiegen. Im Jahre 1913 würdigte die damalige Frankfurter Zeitung das 100jährige Jubiläum des Verlages mit einem ausführlichen Artikel.

Heute hat sich G. Braun zu einem modernen Kommunikationsbetrieb entwickelt. Drei Verlage geben Zeitschriften, Nachschlagewerke und Bücher heraus. Die moderne Druckerei gehört zu den innovativsten drucktechnischen Betrieben in der Bundesrepublik.

Zu G. Braun gehören auch Tochterunternehmen in Österreich und in der Schweiz.

Den elektronischen Medien widmet sich das Tochterunternehmen ACUM, das Filme und Videos herstellt. Consulting für Rundfunksender und die Entwicklung von Btx-Programmen gehören zum weiteren Angebot des Tochterunternehmens ACUM.

So trägt G. Braun durch die alten, bewährten und die neuen — inzwischen unentbehrlich gewordenen — Medien dazu bei, daß wichtige Kenntnisse und Erkenntnisse verbreitet werden, denn nur die offene und sachkundige Kommunikation zwischen den Menschen kann die Zukunft sichern.

G. BRAUN 
Druckerei und Verlage

Karl-Friedrich-Straße 14-18 · Postfach 17 09
7500 Karlsruhe 1 · Telefon (07 21) 165-0
Teletex 721187 · Telex 7 825 873 dgb d
(07 21) Fax 165 - 2 27 · Btx * 2 27 28 #

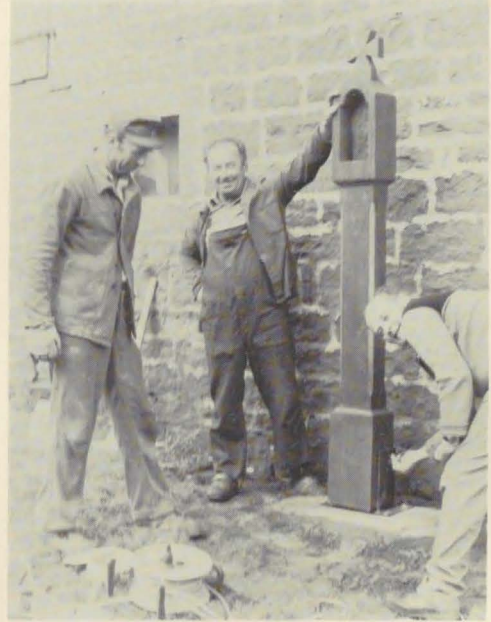
Bildstockaktion in Langenelz/Odenwald

Hans Slama, Langenelz



Die Altbäuerin schmückt den Bildstock beim Hof Galm wieder mit Blumen.

Foto: Slama



Der erneuerte Holzbildstock bei Landwirt Ortwin Galm in Langenelz wird befestigt.

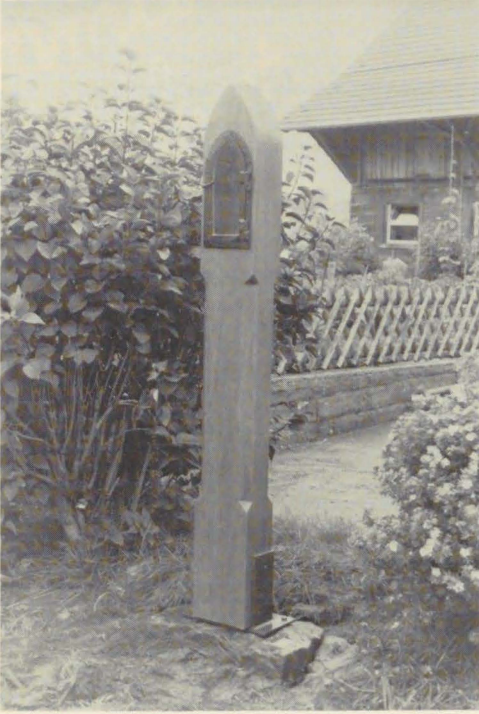
Foto: Slama

Der Mudauer Ortsteil Langenelz (Neckar-Odenwald-Kreis) hat — wie die meisten Odenwalddörfer — einen schönen Bestand an religiösen Flurdenkmälern aufzuweisen. Zu dessen Sicherung sind mehrere Bildstockaktionen durchgeführt worden, zuletzt eine solche zur Erhaltung der besonders gefährdeten Holzbildstöcke.

Bereits 1983 wurden vierzehn Sandsteinbildstöcke und ein Missionskreuz, die auf Langenelzer Gemarkung stehen, restauriert und in ihrer Standfestigkeit gesichert. Dabei wirkten die Langenelzer Bevölkerung, das Landesdenkmalamt und die Landkreise Neckar-Odenwald zusammen. Den Hauptteil der er-

forderlichen Mittel brachten die Langenelzer selbst auf, von denen auch die Initiative zur Bildstockaktion ausgegangen war. Um den hohen finanziellen Aufwand decken zu können, hielt man am Ersten Mai an der Wanderbahn eine Hüttenbewirtung ab, die sich großen Zuspruchs erfreute.

Angespornt durch diese erste Aktion übernahm der Odenwälder Breuberg-Bund (mit Sitz in Breuberg-Neustadt) die Kosten für die Wiederbeschaffung (Kopie) eines gestohlenen Bildstockoberteils von der Hand des „Mudauer Meisters“ Ignaz Englert (1757–1811). Ebenso ließ die Evangelische Stiftschaffnei Mosbach, die schon bei der ersten



Holzbildstock beim Anwesen von Alois Herkert in Steinbach: ortsbildprägendes Denkmal in neuer Pracht.

Foto: Slama

Aktion für die auf ihrem Grund und Boden stehenden Bildstöcke einen beachtlichen Beitrag geleistet hatte, einen Bildstock, dessen Oberteil geraubt worden war, mit einer originalgetreuen Nachbildung dieses Teiles versehen. Zusätzlich wurde ein durch Windwurf gefährdeter Bildstock gesichert, wozu wiederum der Landkreis eine Spende gab.

Soweit war man vorangekommen, als der Breuberg-Bund auch für einen der vier Holzbildstöcke auf Langenelzler Gemarkung die Renovierung vorschlug. Die Idee fand Anklang, ja weckte die Bereitschaft, auch einen zweiten Bildstock aus Holz sowie einen dritten, der im Nachbarort Steinbach steht, in ei-

ne erneute Aktion miteinzubeziehen. Man kam zu dem Entschluß, diese Bildstöcke komplett zu erneuern. Zuschüsse des Breuberg-Bundes vermittelte Rektor a. D. Werner Haas (Mosbach, und 1986/87 ging es ans Werk. Das Sägewerk Link (Mudau) stellte zu einem günstigen Preis das notwendige, gut abgelagerte Eichenholz zur Verfügung. Über die Wintermonate fertigte Robert Roth (Langenelz) die Bildstöcke in liebevoller Detailarbeit originalgetreu nach. Angesprochen darauf, daß sein Arbeitsaufwand doch in keinem Verhältnis zu seiner Vergütung stehe, gab er zur Antwort: „Es ist ja für die Bildstöcke“. Dann ging es an die Aufstellung. Um die Bildstöcke nicht wieder rascher Vermoderung auszusetzen, befestigte man sie auf heimischen Sandsteinfindlingen mit Hilfe einer witterungsbeständigen Halterung aus Aluminium. Auch dabei war wieder Eigeninitiative gefragt. Sie fand sich durch freiwillige Mit Hilfe der Bevölkerung sowie dadurch, daß Dipl.-Kaufmann Bernd Spitzer, Geschäftsführer der Spitzer-Firmengruppe Mosbach, spontan das Material für die Halterungen zur Verfügung stellte. Nach getaner Arbeit konnten sich die Helfer ein Vesper genehmigen, das der Breuberg-Bund, wiederum auf Initiative von Werner Haas, spendierte.

Manchen Bauern im Dorf brachte diese „Holzbildstockaktion“ zum Schmunzeln, einen sogar zu schallendem Gelächter. Aber auch er wurde sehr bald nachdenklich, als er die gelungenen Prachtstücke sah. Schon bald zierten diese wieder Heiligenfiguren und Blumen, und es erfolgte eine kirchliche Weihe. Die alten Bildstöcke — auch das ist eine Besonderheit — wanderten nicht auf den Müll, in den Ofen oder in Privathände. Vielmehr erhielten sie im Alten Rathaus in Langenelz einen Ehrenplatz und eine dauernde Bleibe, um nun hier neben alten Fotografien von der Vergangenheit der ehemals selbständigen Gemeinde Langenelz zu zeugen.

Das Dorfzeichen der Dreiergemeinde Marlen-Goldscheuer-Kittersburg

Erwin Dittler, Goldscheuer



GM = Gemarkung Marlem

Aufn.: H. Marzluf



Südseite eines Grenzsteines aus dem Jahre 1784. BG
= Bann Goldscheuer

Aufn.: H. Marzluf

Das Wappenbuch des Landkreises Kehl vermerkt in den Ausführungen über die Dorfzeichen, die vor allem an Grenz- und Gemarkungsteinen nachzuweisen seien, daß auf einem Grenzstein von 1609 nur der Ortsname GOLDSCHIR angebracht war und das Dorfzeichen auf einem Markstein von 1649 in der Bannbeschreibung von 1776 nicht näher

beschrieben wurde.¹⁾ Weiter wird im Wappenbuch erwähnt, daß das auf einer Huldigungsurkunde von 1811 aufgedruckte Lacksiegel mit der Umschrift STABS. SIG. VON. GOLDSCHUEUR eine Scheuer zeige, links daneben einen Dreiberg mit einem Kreuz, darüber eine Sonne. Berg und Kreuz verschwanden für lange Zeit aus dem Ge-



Gemarkung Goldscheuer ohne Beschriftung
Aufn.: H. Marzluf

meindesiegel, wurden aber nach dem 1. Weltkrieg wieder aufgenommen²⁾, sind jedoch in dem 1959 entworfenen Siegel nicht mehr enthalten.

Nun scheint zwar das Dorfzeichen in den Bannbeschreibungen oder anderen Aufzeichnungen nicht näher beschrieben worden zu sein, doch konnte es eigentlich schon auf dem bekannten Grenzstein von 1784 mit der Inschrift K. R. L. V. (Kaiserliche Reichs-Land-Vogtei) und BG (Bann Goldscheuer) nicht übersehen werden. Das Kreuz, das im Stabsiegel von 1811 enthalten ist, erschien also schon früher auf Grenz- und Gemarkungssteinen als Dorfzeichen. Die Aufnahme zahlreicher Grenzsteine, welche vor allem auf der Rückseite die Dorfzeichen von Eckartsweier und Altenheim zeigen, die Helmut Marzluf, ein ausgezeichnete Kenner der Gemarkung,

dankenswerter Weise vorgenommen hat, bestätigen dies eindeutig.

Ungeklärt ist noch, worauf dieses Dorfzeichen zurückgeht, das möglicherweise in irgendeiner Beziehung zu Straßburg steht. Ein Grenzstein im Norden der Gemarkung mit dem Doppeladler und der Jahreszahl 1666, der allerdings noch kein Kreuz aufweist, trägt auf der Rückseite das Wappen des Spitals Straßburg mit dem vierfachen Kreuz.

Anmerkungen

¹⁾ Wappenbuch des Landkreises Kehl (Hrsg. Landkreis Kehl), Veröffentlichungen der Staatl. Archivverwaltung Baden-Württemberg, Heft 8, 1961, S. 14, 30.

²⁾ Josef Schäfer-Max Klemm, Heimatchronik der Dreiergemeinde Marlen-Goldscheuer-Kittersburg, 1964, Abb. S. 11.

Grenz- und Marksteine um Biberach

Gernot Kreutz, Offenburg

Jede Grenzbegehung läßt uns bewußt werden, wie Trennendes und Verbindendes dicht beieinander liegen. Durch solch einen Flur- umgang kann der Heimatort in einer besonderen Weise erfahren werden. Dieses Umschließen der Gemeinde durch eine Grenz- visitation stellt aber auch eine untrennbare Ver- bindung zu den unmittelbaren Nachbarn her. In dieser Funktion unterscheiden sich die so- genannten natürlichen Grenzen nur unwe- sentlich von den künstlichen. Zu wenig denkt man daran, daß bei den natürlichen Grenzen wie etwa einem Höhenzug (früher sprachen alte Beschreibungen von der „Schneesmel- ze“) oder einem Fluß hüben und drüben oft mehr das Gemeinsame überwiegt. Nicht zu allen Nachbarn sind die Grenz-Beziehungen gleichermaßen ausgewogen. Das wechselhaf- te Spiel der Geschichte setzt seine Schwer- punkte oft nach Belieben.

Die neue Gemeinde

1974 hat die Geschichte der Gemeinde Biber- ach einen besonderen Akzent erhalten: Die bis dahin selbständigen Gemeinden Biberach (seit 1803) und Prinzbach schlossen sich zu einer Gemeinde unter dem Namen Biberach zusammen. Hiermit wurde eine nun zwar his- torische, aber über Jahrhunderte lokalpoli- tisch wichtige Staatsgrenze überwunden, um die es damals langwierige Streitereien gab. Spätestens seit dem 14. Jahrhundert teilte Bi- berach die gleiche Geschichte wie die Reichs- stadt Zell am Harmersbach¹⁾, während Prinz- bach am Ende des Alten Reiches, um 1800, zur Herrschaft Hohengeroldseck gehörte. Die Geroldsecker versuchten immer wieder, Gebietsansprüche bis zur Kinzig auf reichs-

städtisch-zellischem Boden geltend zu ma- chen. Von diesen anhaltenden Grenzstreitig- keiten ist uns einiges überliefert. Mit den an- dern Nachbarn ging es wohl friedlicher zu.

Die Nachbarn

Im Osten von Biberach verläuft eine ehemals innerstaatliche Grenze: Die Stadt Zell sowie der reichsstädtisch-zellige Landstab Unter- entersbach sind Nachbarn des Landstabes Bi- berach. Im Süden bzw. Südosten stößt ehe- mals fürstenbergisches Gebiet (Steinach) an die Gemarkungen Biberach und Prinzbach. Die Westgrenze von Prinzbach ist wieder als innerstaatliche Grenze anzusehen, da sie sich in ganzer Länge durch ehemals geroldsecki- sches Territorium hinzieht. Im Nordwesten, am Rauhkasten, wird mit dem Friesenheimer Hochwald markgräflich-badisches Gebiet Nachbar der Reichsstadt Zell, während die Nordgrenze von Biberach die gemeinsame Grenze der Reichsstädte Zell und Gengen- bach bildet. Am Ende des Alten Reiches hat somit der Zeller Landstab Biberach vier, das geroldseckische Prinzbach zwei Territorial- herren als Nachbarn.²⁾

Die Grenzen und ihre Lochen

Die meisten dieser Grenzzüge (soweit sie im Bergland verlaufen) halten sich an die vorge- gebenen Rücken der Höhenzüge und sind von Natur her schon markant. Aber erst die im Mittelalter einsetzenden Lochnungen (Grenzmarkierungen)²⁾, zunächst vorwie- gend als Zeichen in Bäumen oder gewachse- nem Fels, später als eigens gesetzte Markstei- ne, bezeichnen zusammen mit den Grenzbe-



Dreikantsteine zw. Biberach und Gengenbach-Schwaibach mit Jahreszahl 1731. Westl. v. Eichgrabeneck. Auf Biberacher Seite jeweils Zeller Reichsadler im Wappenschild. Auf Schwaibacher Seite Gengenbacher Wappen mit Reichsadler (links-gewendeter Kopf), im Brustschild gekrümmter Gangfisch.



Grenzstein Biberach/Schwaibach — am Biberacher Forstwald (Scherlesgrund). Zeller Seite: Reichsadler mit Brustschild, darin ein rost-ähnlicher Gegenstand als Hinweis auf eine Hechel (Beigabe des Märtyrers Blasius) — vgl. Text. Gengenbacher Seite: Wappen von Gengenbach. Östl. Schmalseite: N O 30 — Buchstabe N spiegelbildlich.

schreibungen die festgelegte oder auch erneuerte Grenze hinreichend genau. Diese Grenzsteine sind unverzichtbarer Bestand der Geschichte von Gemeinden und Territorien. Sie waren und sind (zum größten Teil noch heute) Rechtsmale besonderer Art, aber auch Zeichen der Kultur unserer Vorfahren. Nicht zuletzt sind viele dieser Lochen kleine Werke der Steinmetzkunst. All dies ist auch ein Stück Heimat, das die scheinbar stummen Zeugen der Geschichte lebendig werden lassen kann.

Im Norden — die Grenze zwischen den zwei Reichsstädten

An der Nordgrenze von Biberach berühren sich alte reichsstädtische Gebiete.³⁾ Im Nordosten, auf dem Eichgrabeneck⁴⁾, stößt der

Grenzverlauf von Biberach und Zell (beide bis 1803 im reichsstädtischen Gebiet von Zell vereint) auf die ehemalige Reichsstadt Gengenbach, die über die Kinzig hinüber und auf den Schönwasen zu bis hin zur Höhe des Rauhkastens im Westen die alte Reichsstadt Zell begleitet. Auf Gengenbacher Seite liegt östlich der Kinzig Privatwald von Schönberg (zu Schwaibach) sowie westlich des Flusses Fußbacher Privatwald (zu Bermersbach); erst kurz vor der Höhe des Rauhkastens stößt der Abtswald, heute ein Staatswald-Distrikt, zur Grenze.

Von den am alten Standort verbliebenen vier Adlersteinen auf diesem Grenzzug steht zunächst ein dreiseitig behauener Bannlochen (zweimal mit dem Zeller und einmal mit dem



Dreibannstein Biberach/Bermersbach/Friesenheim — auf dem Raubkasten — Jahreszahlen 1767. Biberach: Reichsadler (Zell a. H.), im Brustschild Attribut des Kirchenpatrons Blasius (vgl. Text) B = Biberach. Bermersbach: Reichsadler (Gengenbach), im Brustschild gekrümmter Fisch; badisches Wappen — 1842. Friesenheim: Bad. Wappen — 1845. Badische Wappen eingehauen zur Zeit der Staatswaldvermessung (1842/1845). Auf dem Kopf als Weisung eine Zwerchkrinne; dazu ein Kreuz (allgemein zur Kenntlichmachung als Grenzmarke).

Gengenbacher Reichsadler im Wappenschild sowie die Jahreszahl 1731) am gemeindeeigenen Biberacher „Forstwald“ (Abb.).

Weiter westlich, oberhalb des Zinkens Fröschbach, steht ein weiterer Adlerstein, der auf Biberacher Seite den Zeller Reichsadler mit einem Brustschild aufweist. In diesem Brustschild findet sich ein Zeichen, das auf eines der Attribute des Biberacher Kirchenpatrons deutet⁵⁾; es weist auf die Hechel des Blasius (Abb.). Lange Zeit gab dieses Symbol auf den drei Marksteinen, die ihren ursprünglichen Platz auf der Grenze noch bewahren konnten, einige Rätsel auf. Denn so ohne

weiteres läßt sich dieses Zeichen, das eher einem gitterförmigen Rost mit Aufhängehaken gleicht, nicht als eine Hechel deuten. Zudem ist die Hechel als landwirtschaftliches Gerät, das zur Verarbeitung von Flachs und Hanf verwendet wurde, heute nicht mehr geläufig. Jedenfalls entschied man sich vor über zweihundert Jahren, diese eigenen Biberacher Steine im reichsstädtischen Zell zu schaffen. Zu damaliger Zeit war die Hechel ein bekanntes Gerät und mag den Biberachern ihren Kirchenpatron vertrauter gemacht haben als eines seiner anderen Attribute, von denen heute meist nur noch die Kerzen bekannt



Grenzstein Biberach/Schwaibach mit Jahreszahl 1598. Westl. der Kinzig. Biberacher Seite: Doppeladler (schlecht erhalten) im Wappenschild (Bedeutung unklar). Schwaibacher Seite: Wappen der Reichsstadt Gengenbach (schlecht erhalten).



Grenzstein Prinzbach/Schuttertal mit Jahreszahl 1598 — am Schanzwald (Kambacher Eck). Auf dem Kopf: Wappen der Geroldsecker. Seite von Prinzbach: HVG STAIN (Bedeutung unklar). Seite von Schuttertal: 1598, GS H = Gem. Schuttertal.

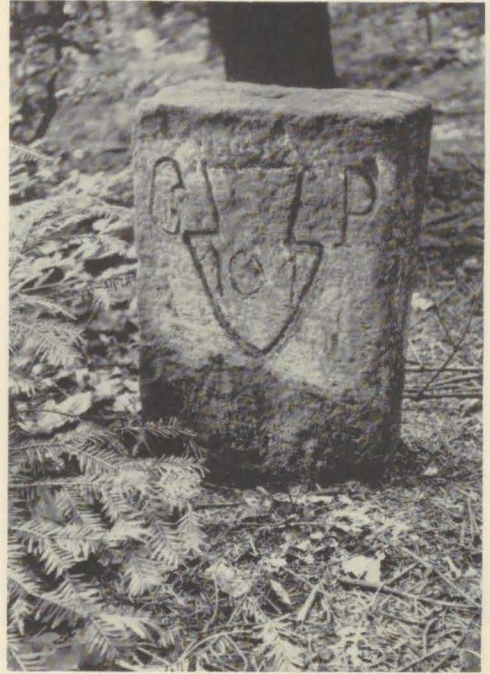
sind. Nun, heute wissen wir nicht mehr, was den Steinmetz zu so viel künstlerischer Freiheit bewogen haben mag. Zum Verständnis der Deutung dieser Biberacher Marksteine mit dem kennzeichnenden Attribut im Brustschild des Reichsadlers sei aus einem Buch von 1843 zitiert:

„Wo und in welcher Art die Attribute angebracht sind, hing ganz von der Idee des Künstlers ab . . . Die Form des Attributs richtet sich gewöhnlich nach dem Gebrauche der Zeit und des Orts der Darstellung, ist auch wohl etwas idealisiert. Das Attribut erscheint dadurch leicht unkenntlich (z. B. Hechel — Blasius, Tuchwalkerstange — Jacobus minor). Dessen Form muß sich mitunter nach Sym-

metrie und Raum modificiren, oder gar einem ähnlichen Attribute weichen, dessen Darstellung der Künstler passender fand.“⁶⁾ Ja vielleicht hat der Künstler die Hechel des Blasius gemeint, aber einen Rost (der meist als Attribut des Laurentius erscheint) wegen seiner gefälligeren Form dargestellt. — Die Kartusche einer 1736 angefertigten Karte über den Zeller Bann mit dem Gebiet um Biberach zeigt neben einem Doppeladler (!) auch einen (allerdings nicht gitterförmigen) rost-ähnlichen Gegenstand.⁷⁾ Weitere Hinweise oder Bezüge zu diesem Biberacher Reichsadler mit Brustschild, der der Gemarkung nur im Norden eigentümlich ist, haben sich bislang nicht gefunden.



Grenzstein Prinzbach/Schönberg mit Jahreszahl 1739 — am Rebio. Prinzbacher Seite: Wappen der Grafen von der Leyen, im Wappenschild ein Pfahl. Schönberger Seite mit Pflugschar.



Grenzstein Prinzbach/Schuttertal mit Jahreszahl 1791 — am Sodhof. Prinzbacher Seite: Pflugschar.

Westlich der Kinzig, in der Niederung im Gebiet des Haubachs, gibt ein weiterer Bannstein erneute Rätsel auf. Dieser 1598 gesetzte stark verwitterte Territorial-Lochen läßt auf Biberacher Seite einen Doppeladler erkennen (Abb.). Vielleicht bestehen bei diesem Symbol Beziehungen zum Kloster Gengenbach, das ja hier herrschaftliche Rechte genoß.⁸⁾ Das Wappen der Abtei Gengenbach schmückte sich mit einem Doppeladler.⁹⁾ — Leider wurde dieses Kulturdenkmal nun vor kurzem — nach fast 400 Jahren — nicht nur nicht herausgerissen, sondern darüber hinaus unwiederbringlich zerstört; ein erschreckendes Beispiel, wie ohne jeglichen Sachverstand durch sogenanntes Nachbessern die Verschande-

lung und damit die Vernichtung eines Kleinodens veranlaßt wurde.

Der Dreimärker Biberach/Schwaibach/Bermersbach — auch ein Wappenstein mit „Biberacher“ und Gengenbacher Reichsadler — wurde 1980 sozusagen zwangsläufig sichergestellt (leider an einem grenzfernen Ort), nachdem aufgrund einer Suchanzeige der Diebstahl rückgängig gemacht werden konnte.¹⁰⁾

Bis zum Rauhkasten begleitet jetzt der Zinken Erzbach (früher mit eigener Gemarkung)¹¹⁾ den gengenbachischen Wald von Fußbach. Am Schönwasen verbindet wiederum ein Adlerstein von 1767 mit der Biberacher Beigabe im Zeller Reichsadler die ehe-



Dreibannstein Prinzbach/Welschensteinach/Steinach mit Jahreszahl 1817. Niederbachereck. Seite von Welschensteinach: Im ovalen Feld gestürzte Pflugschar (ehemal. Gemeindevappen); WS = Welschensteinach (ST als Ligatur). Seite von Steinach: Im ovalen Feld über drei Steinen ein Fisch (Gemeindevappen).

maligen reichsstädtischen Gebiete. Von Erzbach her erreicht der ehemalige Stifswald von Lahr (St L) die Grenze (Abb.).

Die Krönung dieser gemeinsamen reichsstädtischen Grenze ist der Dreibannstein auf dem Rauhkasten (Abb.). Dieser einzigartig gut erhaltene, in feiner Steinmetzarbeit gestaltete Dreimärker zeigt auch hier neben dem Gengenbacher den Zeller Reichsadler mit dem Biberacher Wahrzeichen im Herzschild. Zwei weitere Wappen, die des badischen Staates, wurden 1842/1845 zur Zeit der Staatswaldvermessungen zusätzlich auf Bermersbacher Seite und auf der Seite des Friesenheimer Hochwaldes eingehauen. Selbst diese Wap-

pen sind jetzt schon wieder Geschichte geworden.

Im Westen — vom Rauhkasten bis zur Schanz

Die Westgrenze der Gemeinde Biberach, die sich vom Rauhkasten bis zum südlichsten Punkt „Auf der Schanz“ hinzieht, trennt nur im nördlichen Teil bis zum Sturmbühl historisch eigenständige Gebiete. Die Reichsstadt Zell grenzt hier an das Oberamt Mahlberg der Markgrafschaft Hohengeroldseck (Schönberg). Auf der Seite des staatlichen Friesenheimer Hochwaldes finden sich wieder die badischen Staatsemlen (Abb.).



Grenzstein Prinzbach/Steinach mit Jahreszahl 1737 — am Schanzwald (Welschensteinachereck). Prinzbacher Seite: Wappen der Grafen v. der Leyen; im Wappenschild ein Pfahl, über dem Wappen eine Grafen-Krone; HG = Hohengeroldseck. Steinacher Seite: Wappen von Fürstenberg; Adler im Wolkenschild, im gevierten Brustschild im 1. und 4. Feld die Kirchenfabne von Werdenberg, im 2. und 3. eckig gezogener rechter Schrägbalcken von Heiligenberg²⁰), über dem Wappen ein Fürstenhut, FF = Fürst zu Fürstenberg.

Auf dem Sturmbühl verläßt die ehemalige Reichsstadt mit Erzbach jetzt den Nachbarn Hohengeroldseck. Die Gemeindegrenze verläuft nun zwischen ehemals geroldseckischen Vogteien, zwischen Prinzbach und Schönberg (jetzt Gemeinde Seelbach), sowie im Süden zwischen Prinzbach und Schuttertal. Südlich vom Sturmbühl über den Emmersbach hinüber wird der Rebio erreicht, von wo, auf der Höhe bleibend, der Kallenwald (Prinzbach/Schönberg/Schuttertal) überschritten wird und über die Kambacher Eck hinweg bei der sogenannten Schwedenschanze dieser Grenzzug seinen Abschluß findet. Links und rechts dieser Grenze findet sich Privatwald sowie Körperschaftswald. Letzte-

rer wurde in diesem Bereich erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts nach und nach aus privater Hand erworben.¹²⁾ Die Wälder der Stiftschaffnei von Lahr (St L), der Kirchenschaffnei Rheinbischofsheim (KR) sowie des Unterländer Kirchenfonds (UK) sind heute alle unter einer Verwaltung (Wald des Unterländer Evangel. Kirchenfonds in Heidelberg). Die Grenzsteine von 1739 und 1791, die vorwiegend im Gebiet des Rebio stehen, zeigen häufig eine Pflugschar, das hervorragende Zeichen bäuerlicher Kultur. Meist ist die Pflugschar auf der Seite von Schönberg eingehauen, selten — dann auf anderen Steinen — auch auf Prinzbacher Seite (Abb.). Einige Steine zwischen Rebio und Kallenwald tra-

gen auf Prinzbacher Seite das Wappen des Grafen von und zu der Leyen, der Inhaber der Herrschaft Geroldseck seit 1697 (Abb.). Das leyensche Wappen zeigt den senkrecht stehenden Pfahl im Schild.¹³⁾ Möglicherweise wird mit diesen gewappneten Steinen das Alodialgut, das Land, was den leyenschen Grafen zu eigen ist, bezeichnet. H steht auf manchen Grenzmarken für Hohengeroldseck.

An der Kambacher Eck, wo der Distrikt Schanzwald an Schuttertal stößt, steht ein besonderer Lochen von 1598, der das Wappen von Geroldseck (im Wappenschild ein Balken)¹⁴⁾ oben auf dem Kopf herausgemeißelt trägt (Abb.). Auf Prinzbacher Seite lesen wir HVG und darunter STAIN. Problematisch wird jede Deutung von Buchstaben auf alten Lochen, wenn keine entsprechenden Unterlagen aus früherer Zeit vorliegen und auch bei längerem Suchen oft nicht auftauchen. Handelt es sich bei dem „V“ um den Buchstaben V oder U oder gar um die römische Ziffer 5? HG für sich allein (eine Jahreszahl einschließlich) erscheint auf vielen Grenzmarken in diesem Gebiet und steht dann für Hohen-Geroldseck. Gerade solch ein markanter Stein wie dieser möchte nicht gern ohne Erklärung dastehen, so daß dann häufig eine voreilende Phantasie Pate stehen muß. Bei „hug“ klingt vielleicht das mittelhochdeutsche „hucke“, „huche“ an, womit auch „hukker“ = Räuber verwandt ist.¹⁵⁾ Und schon sind wir beim „Räuberstein“. Eine volkstümliche Deutung, die den Stein zum Leben erwecken kann, ihn sprechen läßt. Nun aber — dies alles sei dahingestellt. Fast vierhundert Jahre, eine lange Reihe von Generationen, hat unser ältester Lochen (ebenso alt und rätselhaft wie der Wappenstein westlich der Kinzig) überlebt. Trotz allen Sinnierens bleibt es dabei, daß er sich bis jetzt einer einwandfreien Deutung entzogen hat.

Auf der Schanz (auf Welschensteinacher Seite auch „Prinzbacher Eck“ benannt) zeigt sich nochmals das Geroldsecker Wappen (hier mit einem Stabbalken, d. h. einem verschmälerten Balken). Der auf der Schanz ste-

hende dreieckige Bannstein (Prinzbach/Schuttertal/Welschensteinach) von 1599 hat seinen ursprünglichen Standort zugunsten einer Kopie aufgeben müssen¹³⁾. Auf Welschensteinacher Seite präsentiert sich der fürstlich-fürstenbergische Adler im Wolken-schild. Wie so viele Schanzen in unserem Raum wurde auch diese „Schwedenschanze“ erst nach der Schweden-Zeit, also nach dem Dreißigjährigen Krieg angelegt¹⁶⁾.

Im Südosten — von der Schanz bis zur Kinzig

Die Gemeindegrenze knickt nun nach Norden ab und trennt ehemals gräflich-geroldseckisches (Prinzbach) von vormalig fürstlich-fürstenbergischem (Welschensteinach und Steinach) Gebiet bis zum Steingrabenkopf. Von dort wird die ehemalige Reichsstadt Zell mit Biberach der Nachbar des fürstenbergischen Territoriums bis zur Kinzig.

Auf diesem Grenzzug vom Schanzwald bis zur Kinzig berührt sich auf beiden Seiten meist bäuerlicher Wald, der zum Teil (vor allem der südlich gelegene Schanzwald) auch — ähnlich wie an der Westgrenze von Prinzbach — in die Hand der Kirchenschaffnei übergegangen ist.

Der Grenzverlauf zwischen Welschensteinach und Steinach stößt auf der Welschensteinachereck⁴⁾ auf den auf Gemarkung Prinzbach liegenden Schanzwald. Dieser Dreimärker trägt südlich und nördlich die Embleme der Gemeindegewappen von Welschensteinach und Steinach.

Besonders schöne Steinmetzarbeiten bieten drei noch verbliebene Wappensteine von 1737 auf der Niederbachereck⁴⁾ sowie am Steingrabenkopf — das von leyensche Wappen in ovaler Form auf Prinzbacher Seite sowie den fürstenbergischen Adler mit Brustschild im Wolken-schild auf Steinacher Seite). Von diesen Wappensteinen wurde erst 1988 ein vor Jahren entwurzelter in einer nachahmenswerten Aktion rückversetzt.

Der eigentliche Dreimärker Biberach/Prinz-
bach/Steinbach steht wenig östlich des Stein-
grabenkopfs und führt die Grenze zwischen
Biberach und Steinach oberhalb der Kinzig
durch den Reiherwald (Besitz des Adeligen
Damenstifts Karlsruhe — auf den Lochen teil-
weise mit ADK abgekürzt).

Östlich der Kinzig im alten reichsstädtischen Gebiet

Jenseits der Kinzig war die Ostgrenze der
Gemeinde Biberach bis 1803 eine innere
Grenze auf reichsstädtischem Gebiet zwi-
schen den Landstäben Biberach und Unter-
entersbach bzw. der Stadt Zell. Bemerkenswerte
Marksteine finden sich hier im Verlauf von
der Kinzig über die Rebeck (Biberach/Unter-
entersbach/Zell) bis zum Eichgrabeneck⁴⁾
nicht. Zwei markante Felsen, die als Natur-
denkmale ausgewiesen sind, werden durch
den Grenzverlauf berührt: Der Große Felsen
an der Papierhalde zwischen Biberach und
Unterentersbach sowie der Hangererstein
südlich vom Eichgrabeneck zwischen den
Gemeinewald-Distrikten „Forstwald“ auf
Biberacher sowie „Forst“ auf Zeller Seite.
Beide Distrikt-Namen weisen auf den ehema-
ligen Gengenbacher Klosterwald hin.¹⁷⁾

Die Genze der Vereinigung zwischen Sturmbühl und Steingrabenkopf

Die alte Grenzlinie zwischen der Reichsstadt
Zell und dem Geroldsecker Land, die vom
Sturmbühl zur Eichhalde, über den Emmers-
bach und Prinzbach hinweg auf den Steingra-
benkopf zieht, ist heute eine innere Grenze
geworden, die allerdings nach wie vor die Ge-
markungen von Biberach und Prinzbach
(innerhalb der neuen Gemeinde Biberach)
kennzeichnet. Wie in einem Vorgriff auf den
heutigen verwaltungsmäßigen Zustand sind
etwaige besondere Territorial-Lochen aus
der Zeit des Alten Reiches nicht erhalten ge-
blieben. Vielleicht spielt es hier auch eine
Rolle, daß dieses Gebiet westlich der Kinzig

über Jahrhunderte ein Streitobjekt zwischen
Zell und Geroldseck war und die Lochen im-
mer wieder ebenso wie die Zollstöcke ent-
fernt wurden.¹⁸⁾

Heimatspflege

Eine Reihe von schutzwürdigen Kleindenk-
malen hat die Gemeinde Biberach aufzuwei-
sen, die es gemeinschaftlich mit ihren Nach-
barn zu bewahren gilt. Leider sind gerade die-
se Flurdenkmale in heutiger Zeit eines beson-
deren Schutzes bedürftig. An ihrem ange-
stammten Platz, an dem sie „gewachsen“
sind, erfüllen diese Kulturdenkmale erst ihren
ganzen Sinn als unveräußerlicher geschichtli-
cher Bestand unserer Landschaft.

Hervorgehoben seien dabei auch die schönen
und interessanten unverwechselbaren Biber-
acher Adlersteine, die im Herzschild des Zeller
Reichsadlers ein eigenes Symbol aufwei-
sen. Es ist ein Sinnbild für den Bischof und
Märtyrer Blasius, dem Kirchenpatron Biber-
achs seit der Zeit des Dreißigjährigen Krie-
ges.¹⁾

Unser Lebensbereich, der seine Wurzeln in
der örtlichen Geschichte hat, wird durch die
Bannsteine ein wenig bewußter und lebendi-
ger. Nur historische Grenzsteine, die nicht
entwurzelt sind, werden ein Beitrag für eine
Geschichte zum Anfassen. Sinnvolle Denk-
mal- und auch Umwelt-Pflege ist es, wenn
wir unser schützenswertes Gut nicht eigen-
nützig mißbrauchen, sondern zur Weitergabe
bewahren.

Literatur, Quellen und Hinweise

¹⁾ Das Land Baden-Württemberg Band VI Regie-
rungsbezirk Freiburg. 1982 (Hrsg. Landesarchiv-
direktion Bad.-Württ.)

²⁾ T. Knapp: Über Marksteine und andere Grenz-
bezeichnungen vornehmlich im südwestlichen
Deutschland, in: Grenzrecht u. Grenzzeichen 1940
(2. H. Das Rechtswahrzeichen).

³⁾ G. Kreutz: Die historischen Grenzsteine im Ge-
biet der ehemaligen Reichsstadt Gengenbach, in:
Die Ortenau 1981.

⁴⁾ Badisches Wörterbuch, 1925 ff. (Hrsg. E. Ochs, K. F. Müller, G. W. Baur).

„Eck“ ist ein häufig vorkommender Name von Örtlichkeiten im Bergland. Meist bedeutet es einen Bergvorsprung, gelegentlich aber auch einen ganzen Bergkamm. In diesem Zusammenhang „ist weibliches Geschlecht weithin üblich“. Auch in der 2. Auflage (1931) des Oberdeutschen Flurnamenbuchs¹⁵⁾ heißt ein Bergvorsprung „die“ Eck.

In den Akten des 19. Jahrhunderts des Forstamts Zell a. H. lesen wir „die Eichgrabeneck“. Heute sagt man eher „das Eichgrabeneck“. —

In den Gemarkungsatlanten von Prinzbach und Welschensteinach heißen die Örtlichkeiten jeweils „Die . . . Eck“. Neuere Forstkarten haben diese Zuordnung zum weiblichen Geschlecht fortgeführt.

⁵⁾ G. Kreutz: Die Biberacher Adlersteine in ihrer Beziehung zum Kirchenpatron St. Blasius, in: Die Ortenau 1985.

⁶⁾ (A. v. M.): Die Attribute der Heiligen alphabetisch geordnet. 1843.

Vgl. auch J. Braun: Tracht und Attribute der Heiligen in der deutschen Kunst, 1943

und H. Aurenhammer: Lexikon der christlichen Ikonographie, 1959—1967

sowie Abb. der Hechel des Blasius z. B. in:

Die Bau- und Kunstdenkmäler der Freien und Hansestadt Lübeck. III. Bd. 1. T. (Der Dom), 1919 und in: Monatshefte für Kunstwissenschaft, 1918 (Taf. 47).

In der kath. Pfarrkirche in Schönau im Schwarzwald hat der Blasius (Statue) eine Hechel in der Hand.

Eine Hechel des Blasius ist auf dem Altargemälde in der Pfarrkirche in Wyhl abgebildet.

⁷⁾ Generallandesarchiv Karlsruhe: H/Zell a. H.

⁸⁾ Die Stadt- und Landgemeinden des Kreises Wolfach, 1970 (Hrsg. Histor. Verein für Mittelbaden).

⁹⁾ H. Brommer: Das Wappen der ehemaligen Benediktinerabtei Gengenbach, in: Die Ortenau 1975
¹⁰⁾ Adlerstein entwendet, in: Offenburger Tagebl. 21. 5. 1980.

¹¹⁾ K. Hitzfeld: Die wirtschaftlichen Grundlagen der Abtei Gengenbach, in: Die Ortenau 1959.

¹²⁾ Forstamt Lahr: Akten.

¹³⁾ Seelbach im Schuttertal, 1979 (Hrsg. Gemeinde Seelbach).

¹⁴⁾ C. Bühler: Die Herrschaft Geroldseck, 1981 (Veröff. d. Komm. f. gesch. Landesg., Reihe B, 96. Bd.).

¹⁵⁾ M. R. Buck: Oberdeutsches Flurnamenbuch, 1931, 2. Aufl.

¹⁶⁾ Th. Kopp: Der Schwarzwaldwanderer stößt auf Schanzen, in: Bad Heimat 1973.

¹⁷⁾ E. Schell: Die Reichsstädte beim Übergang an Baden, 1929.

¹⁸⁾ F. Disch: Chronik der Stadt Zell am Harmersbach, 1937.

²⁰⁾ F.-K.: Zur Geschichte des Fürstenbergischen Wappens, 1860.

²¹⁾ G. Kreutz: Herrschaftsgebiete in der Ortenau um 1800 (Karte mit Erläuterungen), in: Die Ortenau 1985.

Forstdirektion Südbaden Freiburg: Forstkarten. Staatl. Vermessungsamt Offenburg (Offenburg und Außenstelle Wolfach): Atlanten der Gemarkungen.

Weitere Abbildungen von Biberacher Marksteinen befinden sich im 1987 erschienenen Heimatbuch „Biberach im Kinzigtal“ (vgl. auch „Das Kleindenkmäl“, wissensch. Schriftenreihe der Arbeitsgemein. Denkmalforschung e.V. Jg. 12 (1988), Nr. 2).

Die christliche Mission im Konflikt mit dem alamannischen Heidentum

M. D. Lehmann, Zimmern — Bisingen

Von den frühen christlichen Glaubensboten an Bodensee und Hochrhein — von Columban, Gallus und Fridolin — kennt die Überlieferung zwar Konflikte mit den heidnischen Einheimischen, von einer geistigen Auseinandersetzung ist dabei aber nirgends die Rede. Dazu sind die kirchlichen Quellen zu sehr Partei. Walahfrid Strabo berichtet in der *Gallus-Vita* den Tod von zwei Gefährten Columban, die nach einer den Brüdern gestohlenen Kuh suchten. Ihr Tod von heidnischer Hand hat ihnen nicht die Ehre der Altäre erworben. Am Westrand des Schwarzwaldes belegen zwei Heilige als frühe Märtyrer — Trudpert und Landelin —, daß es auch hier zu Konflikten mit schwerwiegenden Konsequenzen gekommen ist. Aber auch ihre Lebensbeschreibungen¹⁾²⁾ geben keinerlei Hinweis darauf, daß sie den Tod aus Glaubensgründen gefunden haben. Die dort angegebenen Motive sind vordergründig, nach Beck³⁾ und Mayer⁴⁾ nicht richtig und unglaubwürdig. Bei Trudpert soll es die Arbeits-Unlust der ihm zum Bau seiner Zelle am Fuß des Belchen zugewiesenen Helfer gewesen sein. Ein von ihm mit Arbeit überfordertes Brüderpaar soll ihn im dritten Jahr im Schlaf mit der Axt erschlagen haben und im Anschluß daran versucht haben, über den Schwarzwald hinweg zu entkommen. Bei Landelin wird ein Grund angegeben, der auch gegen Columban und seine Jünger als Vorwurf erhoben wurde: er soll durch den Bau seiner Eremitage das Wild gestört und somit der Jagd geschadet haben. Im Unwillen darüber soll ihn ein königlicher Jagdaufseher erschlagen haben. Der Ort dieser Mordtat lag in der südlichen Ortenau

dort, wo später von Straßburg aus das Kloster Ettenheimmünster gegründet wurde.

Worin bestand nun aber ein Unterschied zwischen dem Tod eines Trudpert und eines Landelin im Vergleich zum Ende der uns heute namenlosen Gefährten Columban? Selbst wenn beide Heilige später nur von lokaler Bedeutung sind, die Motivierung für ihre Ermordung ist so merkwürdig, daß Graus⁵⁾ sie als Prototypen der „merkwürdigen Märtyrer“ sieht und hier „soziale Motive“ zu erkennen glaubt. Beck³⁾ hingegen zieht aus der Tatsache, daß die Mörder Trudperts zu den heidnischen Alamannen zu fliehen versuchen, den Schluß auf das Tatmotiv „Feindschaft gegen das Christentum“. Wenn sich nun aus unabhängiger Quelle diese Vermutung bestätigen ließe, dann stellt sich sofort die Frage: was hat die Hagiographen veranlaßt, einen so naheliegenden Grund zu verschweigen und andere Motive zu unterschieben?

Die Trudpert-Legende hat keinen guten Ruf als historische Quelle³⁾⁴⁾. Als ältestes Zeugnis für die Frühzeit im Breisgau muß sie aber — wie die Landelins-Vita — in allen Details auszuwerten versucht werden. Die Niederschrift der uns heute vorliegenden Fassungen wird in das 10. Jahrhundert und später angesetzt. Aus der Erwähnung von Alamannen, bei welchen die Mörder Trudperts ihrer Strafe zu entkommen hofften, wurde auf deren Heidentum und somit indirekt auf eine ältere Quelle geschlossen, da im 10. Jahrhundert ein Glaubensunterschied zwischen den alamannischen Räumen beiderseits des Schwarzwaldes nicht mehr gegeben war. Ein bislang wenig beach-

teter Aspekt ist die Lage der Örtlichkeiten, die sich Trudpert und Landelin für ihre Niederlassungen ausgesucht haben. Ihre Ortswahl für die zu errichtenden Zellen wurde keinesfalls zufällig getroffen. Die Trudpert-Passio berichtet von der mühevollen Suche nach dem geeigneten Platz im damals noch unbesiedelten Schwarzwald: „im Gau Breisgau, nicht weit vom Rhein, begann er nach einem bestimmten Tal im nahe gelegenen Waldgebirge, sozusagen ihm von Gott zugewiesen, unter vielen Mühen zu suchen.“¹⁾ Ortskundige Jäger, die ihm sein adliger Förderer Otpert als Herr über dieses Gebiet mitgegeben hatte, hatten sichtlich versucht, Trudpert vom Erreichen seines Zieles abzuhalten. Als er merkte, daß sie ihn auf Abwege führten, suchte er den Platz für seine Niederlassung im Münstertal auf eigene Faust auf. Was hat ihn dorthin getrieben?

Einige für die Platzwahl früher Klostergründungen belegte Motive mit sehr weltlichem Hintergrund scheiden für St. Trudpert aus. Bei der Gründung des Klosters Moutier-Grandval konnte Keller⁶⁾ das Interesse des elsässischen Herzogs aufzeigen, der dort mit der Gründung eines Eigenklosters seinen Machtbereich in den burgundischen Raum hinein auszuweiten versuchte. Im Breisgau war dieses Motiv nicht gegeben: das Gebiet war im Besitz des Otpert. Auch der für diesen Raum zuständige Graf wird genannt, als ihm die Mörder — sichtlich keine Hörige Otperts — zur Aburteilung überstellt werden sollten. Daß Trudpert bei seiner Platzwahl älteren Siedlungs-Spuren gefolgt wäre, etwa solchen aus der Römerzeit wie bei Schuttern, oder daß der spätere Bergbau im Obermünstertal den Heiligen in seiner Platzwahl bestimmt haben könnte, kann mit Sebert⁷⁾ ausgeschlossen werden.

Warum aber wollte Trudpert seinem asketisch-kontemplativen Dasein ausgerechnet im Tal des Neumagens am Fuß des Belchens nachgehen? Der damals noch unbesiedelte Schwarzwald hätte dafür noch viele einsame Plätze geboten. Auch die in der Landelins-

Vita hervorgehobene landschaftliche Schönheit des Tales am Lutenbach steht gegen die Unwirtlichkeit des Landes und kann die Platzwahl zwischen Castelberch und Giselburg nicht ausreichend begründen.

Der erstere der in dieser Quelle genannten Bergnamen könnte als Motiv für den Tod des Landelin andeuten, daß der Eindringling in dem Bergwald der Ortenau der Zuflucht der Einheimischen in Notzeiten zu nahe gekommen ist. „Castelberch“ ist im ersten Teil eine auf Romanen zurückgehende Bezeichnung für Refugien des frühen Mittelalters. Der Bergnamen hat Parallelen — z. B. bei Waldkirch und bei Gengenbach und Entsprechungen in Flurnamen wie „Kästle“, „Kästlesbühl oder -platz“. In Inneralamannien werden entsprechende Einrichtungen als „Kay“ oder heute „Ghai“ bezeichnet. Somit könnte hier ein früher Flurname in der Schriftquelle selber ein Motiv andeuten. Wenn es zutrifft, ist es aber immer noch kein Grund, den Erschlagenen als Glaubenszeugen zum Heiligen zu machen.

Dennoch — hier zeigt sich ein Weg, die oben angeführte Vermutung Beck's über die wahren Hintergründe für das Märtyrertum Landelins und Trudperts durch eine von der kirchlichen Überlieferung völlig unabhängige Quelle zu erhärten. Es handelt sich dabei um Flurnamen aus der Umgebung von Ettenheimmünster und um den Belchen sowie um frühgeschichtliche Wall-Anlagen dort in der Ortenau. Beide Geschichtsquellen sind im Kontext mit entsprechenden Flurnamen und entsprechenden Wall-Anlagen in der gesamten südlichen rechtsrheinischen Alamannia zu sehen.

Auf der westlichen Schwäbischen Alb, am oberen Neckar, an der obersten Donau, am Hochrhein und am Bodensee, im Breisgau, im Schwarzwald und an seinem Ostrand sowie andeutungsweise auch am mittleren Neckar zeichnen sich aus Gruppen bestimmter Flurnamen und aus Wall-Anlagen mehr oder weniger großräumige Institutionen ab, die nach ihrem Leit-Flurnamen als „Kapf-System-

me“ zu bezeichnen sind.⁸⁾ Immer wieder ist darin „Kapf“ vergesellschaftet mit Namen wie „Spielberg“, „Horn“, „Zoller“, „Sol“ oder mit Zusammensetzungen mit „Scheiben“, „Wirten-“, „Rauh-“, „Heiden-“ oder gar „Hölle“. Die Kapf-Systeme zeichnen sich aus durch regelhafte Anordnungen von Warten um ein Zentrum herum, in Sichtverbindung dazu. Die Lage dieser Warten oder Kapfe ist wahrscheinlich durch kalendarische Daten bestimmt. Es treten zwischen ihnen immer wieder bestimmte Winkel auf, die darauf hinweisen. Da sich in diese Kapf-Systeme auch die frühesten christlichen Feldkirchen unseres Landes einordnen, werden diese Institutionen mit dem Heidentum der Alamannen in Verbindung stehend gesehen. Über die Funktionen im Einzelnen lassen sich Aussagen noch kaum machen. Die an manchen Plätzen noch sichtbaren Wälle und Gräben dürften ursprünglich nur eine Abgrenzung gegen die profane Umwelt gewesen sein; in späteren Notzeiten können die Örtlichkeiten nicht selten deswegen auch als Zuflucht gedient haben.

Flurnamen wie „Heidenkopf“ und „Hornbühl“, der Bachnamen „Sohlbach“ und die Wall-Anlagen „Heidenkeller“ und „Giselsburg“ auf den Höhen über Ettenheimmünster und „Schänzle“ und „Tanzbühl“ über dem Bluchbachtal¹⁰⁾ machen für hier die Existenz eines kleinen Kapf-Systems wahrscheinlich. Garscha sah in diesen Erdwerken Befestigungsanlagen der Frühzeit. Deshalb wiegt besonders schwer, daß er für den „Tanzbühl“ eine Art Naturopfer oder Fruchtbarkeitszauber als Kuriosität vor volkskundlichem Interesse bezeugt. Der „Kapf“ bei Obermünsterthal, das „Kappelnlöchle“ und der „Rau-Kopf“ über der Sirnitz, der „Heidstein“ und das „Heideck“ am Belchen zeigen auch hier ein solches Kapf-System an. Es ist direkt und über das Kapf-System um die Bechtoldskirche bei Mengen Bestandteil des großen, das ganze Dreiländer-Eck am Oberrhein überspannenden Belchen-Systems⁹⁾. Flurnamen und Ringwälle machen weitere derartige In-

stitutionen in dem vom Breisgau aus begangenen Schwarzwald wahrscheinlich für den Blauen, für den Zeller Blauen und vielleicht für den Bildstein. Eine merkwürdige Parallele zeichnet sich ab für diese Berge darin, daß an ihren Zugängen jeweils „Zellen“ liegen: die Zelle St. Trudperts unter dem Belchen, Marzell hinter dem Blauen, Zell im Wiesental namentegebend für den dortigen Blauen sowie die Albzelle als Vorgängergründung St. Blasians am Zugang zum Bildstein. „Monachorum cella“ hieß ursprünglich der Ort der Verehrung Landelins, das Kloster Ettenheimmünster. Die Platzwahl durch Landelin hier wie diejenige Trudperts am Fuß des Belchen, beides Orte am Zugang zu heidnischen Kapf-Systemen, zeigt eindeutig deren missionarische Motivation. Diese Platzwahl mußte zum Konflikt mit dem einheimischen Heidentum führen. Hier jeweils findet der Märtyrertod der beiden Heiligen einen Sinn, der dem von Beck vermuteten entspricht. Angesichts der zahlreichen Kapf-Systeme in Inneralmanien östlich vom Schwarzwald und dem für diesen Raum belegten zähen Festhalten der Alamannen am Heidentum wird er als Fluchtziel der Mörder Trudperts plausibel.

Aus der Tatsache, daß in den Kapf-Systemen kalendarische Zusammenhänge sichtbar werden, könnte sogar vielleicht aus dem Todestag Landelins ein Schluß gezogen werden. Er wurde anläßlich einer Störung einer heidnischen Festlichkeit erschlagen: die Vita gibt als Todestag den 21. September an. Im Festkalender der Kapf-Systeme dürfte dem Datum der Tag-und-Nacht-Gleiche eine hervorragende Stelle zugekommen sein.

Wenn so aus Flurnamen-Gruppen den Heiligen-Legenden Trudperts und Landelins ein glaubensbedingtes Todesmotiv erschlossen werden kann, bleibt noch die Frage zu beantworten, warum dies seitens der kirchlichen Hagiographen unterschlagen worden ist.

Es kann vermutet werden, daß für das Verschweigen des Konflikts mit dem Heidentum die Zeit der Niederschrift eine Rolle gespielt hat. Aus karolingischer Zeit gibt es hierfür

mehrere Parallelen in Sachsen. Der Kampf gegen verdeckt noch vorhandene Reste von Heidentum in der damaligen Zeit könnte ein Grund für das merkwürdige Schweigen kirchlicher Quellen gewesen sein.

Möglicherweise zeichnet sich hier aber in Alamannien wie in Sachsen tatsächlich ein „soziales Motiv“ ab, in anderem Sinne allerdings als dies bei Graus vermutet wurde. Es ist bekannt, daß das Christentum bei den ihm lange widerstrebenden Alamannen mit der Unterstützung durch die Franken und der mit ihnen kollaborierenden Oberschicht eingeführt worden ist — ganz so, wie dies auch die Trudpert-Legende bezeugt. Die Begleitumstände der Christianisierung dürften in karolingischer Zeit noch nicht völlig vergessen gewesen sein. Das alamannische Kirchenvolk, zu dessen Erbauung die Legende niedergeschrieben wurde, war abhängig geworden: als Volk in das karolingische System integriert, als Einzelne hörig, weitaus in der Mehrzahl abhängig von kirchlichen Institutionen. In Alamannien wie in Sachsen mag in breiten Schichten „heidnisch“ synonym geworden sein zu „persönlich frei“. Es konnte deshalb nicht im Interesse der Kirche liegen, in der Erwähnung des alamannischen Heidentums Reminiszenzen an die verlorene Freiheit zu wecken.

Flurnamen sind als historische Quellen völlig unabhängig von der kirchlichen Überlieferung und fast frei von Tendenzen. Mit ihrer Hilfe lassen sich somit die tendenziös gefärbten Schriftquellen ergänzen. In dieser Interpretation, die von Beck vermutungsweise vorweggenommen worden war, verlieren Trudpert und Landelin als Märtyrer das Attribut „merkwürdig“.

Aus Flurnamen und Heiligen-Legenden zeichnen sich somit Einblicke in das alaman-

nische Heidentum ab. Es hat auch am Westrand des Schwarzwaldes nichts zu tun mit den aus späten nordischen Mythen bekannten nordgermanischen Glaubensvorstellungen.

Literatur

¹⁾ Quellen zur Geschichte der Alamannen, Heft IV (übersetzt von C. Dirlmeier, kommentiert von K. Sprigade, ed. Heidelberger Akad. d. Wiss.) Sigmaringen 1980, S. 14—21: Leben des heiligen Trudpert

²⁾ Quellen zur Geschichte der Alamannen a. a. O. S. 35—47: Leben des heiligen Landelin. vgl. Heft III, Sigmaringen 1979: Leben des heiligen Gallus I. 8

³⁾ Beiträge zur Geschichte von St. Trudpert, Th. Mayer ed., Freiburg 1937, S. 61—84: M. Beck, St. Trudpert bis zum 10. Jahrhundert

⁴⁾ Beiträge zur Geschichte von St. Trudpert a. a. O. S. 11 ff.: Th. Mayer, St. Trudpert und der Breisgau

⁵⁾ F. Graus, Sozialgeschichtliche Aspekte der Hagiographie der Merowinger- und Karolingerzeit, in: Mönchtum, Episkopat und Adel zur Gründungszeit des Klosters Reichenau, A. Borst ed., Sigmaringen 1974, S. 131 ff.

⁶⁾ H. Keller, Mönchtum und Adel in den Vitae patrum Jurensium und in der Vita Germani abbatis Grandivallensis, in: Landesgeschichte und Geistesgeschichte (Festschrift O. Herding zum 65. Geb.), Stuttgart 1977, S. 1 ff.

⁷⁾ W. Sebert, Die Benediktinerabtei St. Trudpert im Münstertal (Einleitung), Freiburger Diözesan-Archiv 82/83 (1962/1963), S. 7 ff.

⁸⁾ H.-D. Lehmann, O. Bogenschütz, a. Der Warthenberg und seine Kapfe, b. Von den Kapfen der heidnischen Alamannen, c. Michaelsberg und Zoller, Kapfe und Patrozinien — zur Frage der Tradition vor-christlicher Kulturplätze, in: Vorb. dieselben, Anmerkungen zum „Käpfle“ über Burladingen, Hohenzoll. Heimat 38 (1988), S. 53 f.

⁹⁾ W. Eichin, A. Bohnert, Das Belchen-System, in: Das Markgräflerland, Heft 2 (1985)

¹⁰⁾ F. Garscha, Die prähistorischen Burgen Mittelbadens, Die Ortenau 21 (1936) S. 553 ff.

Staatliche Vermögensverwaltung in Baden vom Anfang des 19. Jahrhunderts

bis zur Bildung des Bundeslandes Baden Württemberg

Hansjörg Ehret, Tübingen

1. Aus den Einkünften aus seinem ausgedehnten und einträglichen Grundbesitz, dem Kammergut, später auch Domänen¹⁾ genannt, hatte der Landesherr früher nicht nur sein Haus und seinen Hofstaat zu unterhalten, sondern auch die Kosten der Landesregierung zu bestreiten. So ging der Staatshaushalt gewissermaßen im Fürstenhaushalt auf und hat sich das Kammergut allmählich zum Staatsgut gewandelt. Die Einkünfte aus dem Kammergut reichten jedoch bereits im 15./16. Jahrhundert für die Bedürfnisse von Hof und Staat nicht mehr aus. Sie mußten durch Steuern ergänzt werden, die immer nur eine außerordentliche Beihilfe waren. Ein Vergleich mit der Neuzeit drängt sich geradezu auf, da die Landesregierung auch immer in Versuchung ist, aus dem sogenannten „Allgemeinen Grundstock“ mehr auszugeben als dieser aufweist. Bereits das preußische Allgemeine Landrecht von 1794 spricht vom Kammergut als Staatsgut. In Südwestdeutschland haben dann die regierenden Häuser in den Verfassungen, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts erlassen worden sind, das Kammergut ebenfalls ausdrücklich zum Staatseigentum erklärt (so im Königreich Württemberg) oder doch zumindest dem Staat Nutzungsrechte hieran eingeräumt (so im Großherzogtum Baden). Als Ausgleich hierfür wurde nach englisch-französischem Vorbild eine feste Rente, die sogenannte Zivilliste, gewährt, aus der auch die Kosten der Hofverwaltung zu bestreiten waren²⁾. Die Badische Verfassung vom 22. 8. 1818 erhielt hinsichtlich der Domänen die erstaunliche Aussage, daß diese Patrimonialeigentum des Fürsten seien und

dieser lediglich den Ertrag derselben zur Bestreitung des Staatshaushaltes zur Verfügung stelle³⁾.

Hierüber ist bei den Verfassungsverhandlungen Anfang des 19. Jahrhunderts ein lebhafter Streit geführt worden, der fast zum Abbruch der Verhandlungen führte. Von den Landständen wurde auch später immer wieder bestritten, daß alle Domänen des badischen Staates Privateigentum des Fürsten sein sollen. Die Frage wurde jedesmal von neuem im Landtag im Zusammenhang mit der Erhöhung der Zivilliste erörtert und hat nie eine Lösung gefunden⁴⁾.

Der größte Teil der Staatsdomänen in Baden gehörte bereits zu den Domänen jener Staatsgebilde, aus denen das Großherzogtum Baden gebildet wurde⁵⁾. Ein anderer Teil war früher Eigentum geistlicher Körperschaften sowie säkularisiertes evangelisches Kirchengut. Im Zusammenhang mit der territorialen Neuordnung in Südwestdeutschland Anfang des 19. Jahrhunderts wurde das Staatsgebiet Badens, welches ursprünglich nur aus den Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach bestand, um mehr als das Vierfache vergrößert⁶⁾. Um wieviel umfangreicher wäre dieser Domänenbesitz geworden, wenn die Pläne des badischen Ministers von Reitzenstein Wirklichkeit geworden wären, wonach Baden die gesamte Schweiz einverleibt werden sollte um so gewissermaßen die Erhöhung zur Königswürde zu erreichen⁷⁾.

Nach der Staatsumwälzung 1918 war eine endgültige Auseinandersetzung über das Domänenvermögen unvermeidlich geworden. So kam es zwischen dem badischen Freistaat

und dem vormaligen großherzoglichen Haus zu einem Vertrag, der durch Gesetz besiegelt wurde⁸⁾.

Danach wurden dem ehemaligen Großherzog aus dem Domänenvermögen einige Liegenschaften in Baden-Baden, Freiburg, Badenweiler und Karlsruhe sowie ein Kapital von 8 Millionen Mark als Privateigentum überlassen. Das gesamte sonstige Domänenvermögen ging dagegen in das Eigentum des Freistaates Baden über. In der Verfassung des Freistaates Baden vom 21. 3. 1919 wurde mit § 35 hinsichtlich der Domänen eine nahezu gleichlautende Bestimmung aufgenommen, wie sie bereits in § 58 der badischen Verfassung von 1818 enthalten ist.

2. Die Aufgaben staatlicher Vermögensverwaltung im 19. Jahrhundert können nicht ohne weiteres mit den heutigen Aufgaben der staatl. Liegenschaftsverwaltung verglichen werden. Es ist daher unumgänglich, zumindest einen kurzen Überblick über das zu geben, was badische Domänenverwaltung nach Umfang und Inhalt bedeutete. Diese badische Domänenverwaltung hat immerhin seit der Neuordnung der badischen Finanzverwaltung im Jahre 1812 bis zur Eingliederung in die staatl. Liegenschaftsverwaltung des neuen Bundeslandes Baden-Württemberg, also für einen Zeitraum von über 140 Jahren, Bestand gehabt. Während dieses Zeitraums haben sich die Grundstrukturen der Verwaltung eigentlich wenig geändert.

Das Vermögen, welches der badische Staat an Gebäuden, Grundstücken, Grundstücksrechten besaß, bezeichnete man bereits in der Finanzwissenschaft des 19. Jahrhunderts als Grundstocksvermögen⁹⁾. Dieses Vermögen hatte zwei Hauptbestandteile, das Domänenvermögen im engeren Sinn (Finanzvermögen) und jenes Vermögen, welches unmittelbar zu allgemeinen Staatszwecken diente (Verwaltungsvermögen). Staatsdomänen im Sinne der badischen Verfassung von 1818 waren daher der gesamte Komplex von Liegenschaften und Rechten des badischen Staates, der nicht unmittelbar staatlichen Zweck-

ken diene. Mit Ausnahme der nach dem Zivillistengesetz der Krone zur Nutzung überlassenen Grundstücke und Rechte¹⁰⁾ sind die Erträge der Domänen der Bestreitung des Staatshaushaltes gewidmet¹¹⁾. Die nach dem Verzeichnis des Zivillistengesetzes zur Hofausstattung gehörenden Gebäude, Grundstücke und Rechte wurden nicht von Staatsbehörden verwaltet¹²⁾. Die badischen Domänen (als besonderer Vermögenskomplex auch als Domänenärar bezeichnet) umfaßten im wesentlichen folgendes:

a) Der dem Ertrag nach wichtigste Teil des Domänenärars waren die landwirtschaftlichen Domänen oder Kameraldomänen (hier von waren jedoch nur der bei weitem geringere Teil Domänen oder Hofgüter im heutigen Sinn. Überwiegend handelte es sich um landwirtschaftlichen Streubesitz) und die Staatswaldungen oder Forstdomänen.

b) Zum Domänenärar gehörten ferner zahlreiche Gebäude. Außer den Dienst- und Betriebsgebäuden für die Bewirtung der land- und forstwirtschaftlich genutzten Grundstücke waren dies u. a. die Schlösser in Mannheim, Heidelberg, Schwetzingen, Bruchsal, Karlsruhe, Rastatt, Favorite, das Landestheater, die Kunsthalle, das Kunstvereinsgebäude, das Fernheizwerk in Karlsruhe, zahlreiche Wohngebäude, Wirtschaften, Erholungsheime, ehemalige Kasernen, Schloß- und Burgruinen. Solange das Großherzogtum Baden noch Eigentümer von Berg-, Hütten- und Walzwerken war, gehörten auch diese dazu. Nach deren Verkauf ist als gewerblich genutzte Liegenschaft nur noch die Brauerei Rothaus zu nennen.

c) Ferner gehörten zum Domänenvermögen Rechte und Berechtigungen, die sich nicht bereits aus dem Grundeigentum ergeben. Hier sind besondere Fischereirechte zu erwähnen.

d) Schließlich gehörten zum Domänenvermögen die bei der Amortisationskasse angelegten Erlöse aus Grundstücksveräußerungen, das Domänengrundstocksvermögen im engeren Sinn.

Die Nettoeinnahmen aus den Kameraldomänen betragen 1830 immerhin 852 400 Gulden¹³). Dabei war der Bestand an Kameraldomänen für diesen Zeitpunkt durch fortgesetzte Verkäufe zum Zweck der Tilgung der Anfang des 19. Jahrhunderts entstandenen Kriegsschulden auf 13 435 ha zusammengeschnitten. Am 1. 1. 1856 war dann der Bestand an Kameraldomänen aufgrund der Erwerbspolitik des badischen Staates wieder auf über 18 042 ha angewachsen¹⁴). Der Staatshaushalt für 1860/1861 wies jährliche Bruttoeinnahmen in Höhe von 1 314 635 Gulden aus Kameraldomänen aus. Demgegenüber standen Lasten in Höhe von 503 792 Gulden und Verwaltungskosten in Höhe von 231 347 Gulden¹⁵). Die Hauptlasten entfielen hierbei auf Kirchen, Pfarreien und Schulen. Eine besondere charakteristische Belastung des Domänenvermögens stellten nämlich die finanziellen Verpflichtungen gegenüber der katholischen und evangelischen Kirche dar. Die Lasten waren im wesentlichen: Kompetenzen (d. h. Besoldungen hauptsächlich von Pfarrgeistlichen, in geringerem Umfang auch von Mesnern und Organisten), Leistungen zum Neubau und zur Unterhaltung von Kirchen, Kapellen, Pfarrhäusern und Kaplaneihäusern und Beschaffung gewisser Kultbedürfnisse (Kirchengeräte, Paramente, Ornate usw.). Interessant ist auch, daß sich das Verhältnis der privatwirtschaftlichen Einnahmen des Staates (Domänen- u. Salinengefälle) zu den Steuereinnahmen, welches 1850 noch 33,5% zu 66,5% betrug, bis 1900 auf 12,7% zu 87,3% verringert hat¹⁶). Am 1. 4. 1929 betrug die Fläche der Kameraldomänen 20 993 ha¹⁷). Von diesen 20 993 ha landwirtschaftlichen Domänen waren damals 16 534 ha verpachtet und 3657 ha in Selbstbewirtschaftung. Von den verpachteten Grundstücken entfielen 12 519 ha auf Parzellengrundstücke und nur 2883 ha auf Hofgüter. Lediglich 8 Hofgüter waren über 100 ha groß. Der Rohertrag aus den verpachteten und selbstbewirtschafteten Grundstücken betrug 1928 134,9 Mark pro ha. Der Rohertrag aus der Vermietung und

Verpachtung von Gebäuden betrug im selben Jahr 1 259 054 Mark. Demgegenüber stand ein Bauaufwand von 1 199 347 Mark. Was die zu den Staatsdomänen gehörenden Gebäude betrifft, so waren solche bei der Errichtung des Großherzogtums in großer Zahl vorhanden (Schlösser, Klostergebäude, Beamtenwohnungen, Speicher, Keller und sonstige Wirtschaftsgebäude). Sie bildeten einen mehr verlust- als gewinnbringenden Bestandteil des Domänenvermögens, den man sich möglichst rasch zu entledigen suchte. Ein Teil der Gebäude wurde für die Hofhaltung ausgeschieden, andere wurden in das Verwaltungsvermögen des Staates überführt und ein nicht unerheblicher Teil verkauft. So ging die Zahl der domänenärztlichen Gebäude von 738 Anfang 1830 auf 401 Anfang 1848 zurück. Seitdem hat sich die Zahl insbesondere durch den Erwerb größerer Hofgüter auf dem Schwarzwald wieder vermehrt. Der Ertrag aus den Gebäuden war jedoch im Vergleich zu den Einnahmen aus den verpachteten landwirtschaftlich genutzten Grundstücken immer gering und wurde in der Regel durch den sachlichen Aufwand für dieselben überschritten¹⁸).

Nach dem 1. Weltkrieg gewann der Verkauf von Domänengrundstücken als Baugelände zunehmend an Bedeutung. So sind bis 1929 auf ehemaligen Domänengrundstücken 1773 Wohnhäuser mit 3389 Wohnungen errichtet worden.

3. Die staatliche Vermögensverwaltung in Baden auf der unteren Ebene hat sich im wesentlichen aus den Amtskellereien, den Burgvogteien und den Gefällverwaltungen entwickelt. Auffallend ist, daß im Gegensatz zu Württemberg bereits Anfang des 19. Jahrhunderts weitgehend eine organisatorische Trennung zwischen den Aufgaben der Vermögensverwaltung und der Steuerverwaltung vorgenommen wurde. Nachdem bereits 1808 ein Finanzministerium für das Großherzogtum Baden in Karlsruhe eingerichtet wurde, bestanden grundsätzlich seit 1812, dem Jahr der Neuordnung der badischen Finanzver-

waltung, für den Steuerdienst und den Domänenendienst gesonderte Verwaltungen, nämlich die Obereinnehmereien und die Domänenverwaltungen. Hierfür wurde je ein besonderer Amtsleiter mit dem Titel Obereinnehmer bzw. Domänenverwalter ernannt. Daneben gab es aber auch Zusammenfassungen von Obereinnehmereien und Domänenverwaltungen in einem Amt, den sog. „Kombinierten Verrechnungen“. Die entsprechenden Organisationsedikte sind nur teilweise veröffentlicht. Bereits im Generalrescript vom 26. 11. 1809¹⁹⁾ werden die Verrechnungen der Domänialgefälle Domänialverwaltungen und die Verrechnungen der Steuern Gefällverwaltungen genannt. 1812 gab es in Baden 52 Domänenverwaltungen, die in der Regel für ein Stadt- oder Landamt zuständig waren. 1895 wurden dann die Domänenverwaltungen in Domänenämter und die Obereinnehmereien und Kombinierten Verrechnungen in Finanzämter umbenannt²⁰⁾. 1906 gab es in Baden noch 14 Domänenämter²¹⁾. Daneben haben in Baden die Forstämter für die Verwaltung der Kameraldomänen insofern immer eine gewisse Rolle gespielt, als ihnen die Bewirtschaftung solcher landwirtschaftlich genutzter Grundstücke übertragen war, die aufgrund ihrer Lage zum Wald besser von den Forstbehörden als von den entlegenen Bezirksfinanzstellen beaufsichtigt wurden. Mit dem Übergang der badischen Steuerverwaltung auf das Deutsche Reich zum 1. 10. 1919 ergab sich die Notwendigkeit, die aus den Zeiten der Kombinierten Verrechnung bei einem Teil der badischen Finanzämter und Hauptsteuerämter verbliebenen Aufgaben der Domänenverwaltung auf die bestehenden Domänenämter zu übertragen. Dies ist zum 1. 4. 1920 geschehen²²⁾. Seit diesem Zeitpunkt wurden die Aufgaben der Domänenverwaltung auf der unteren Ebene ausschließlich von den Domänenämtern wahrgenommen. Zum Zeitpunkt des Entstehens des neuen Bundeslandes Baden-Württemberg gab es in Baden noch 8 Domänenämter, nämlich Heidelberg, Bruchsal, Karlsruhe, Baden-

Baden, Offenburg, Freiburg, Säckingen und Konstanz.

Die Organisation der Mittelinstanz der Domänenverwaltung hat seit Anfang des 19. Jahrhunderts mehrfache Änderungen durchlaufen. Ab 1909 wurden diese Aufgaben von den 10 im Großherzogtum Baden eingerichteten Kreisdirektorien wahrgenommen. Bedingt durch die Ablösung alter Rechte (Lehen, Zehnte usw.) hat der Arbeitsumfang in den folgenden Jahren so zugenommen, daß es notwendig wurde, zur Vereinfachung der Geschäfte und zur Verminderung des Verwaltungsaufwandes ab 1. 6. 1824 eine selbständige Hofdomänenkammer in Karlsruhe einzurichten²³⁾. Diese Hofdomänenkammer übernahm sämtliche Aufgaben der Domänenverwaltung, die bislang bei den Kreisdirektorien angesiedelt waren sowie den größten Teil der Aufgaben des beim Finanzministerium angesiedelten Domänendepartements. Ausgenommen hiervon waren lediglich die Forstdomänen, für die die Oberforstkommission zuständig war. Für die zur Domänenverwaltung gehörenden Berg- und Hüttenwerke wurde 1825 eine besondere Direktion eingerichtet, die jedoch bereits 1832 mit der Zentralstelle für die Verwaltung der Forstdomänen zur „Direktion der Forsten und Bergwerke“ vereinigt wurde, die später die Bezeichnung Direktion der Forst-, Berg- und Hüttenwerke führte. Mit dem fortschreitenden Verkauf der Hüttenwerke (das letzte Werk zu Albrück stellte 1867 seinen Betrieb ein) und der Beendigung der Lehens- und Zehntablösungen ging der Umfang der Verwaltungsaufgaben sowohl bei der Hofdomänenkammer wie auch bei der Direktion der Forst-, Berg- und Hüttenwerke zurück. Durch Landesherrliche Verodnung vom 14. 9. 1865²⁴⁾ wurde daher die Verwaltung des gesamten Domänenvermögens im Bereich der Mittelinstanz einer neu geschaffenen Domänendirektion in Karlsruhe übertragen. Diese nannte sich ab 1903 Forst- und Domänendirektion. Ab 1880 kam das Salinenwesen hinzu (Staatssalinen Bad Dür rheim

und Bad Rappenau). Ihr waren als nachgeordnete Behörden die Domänenämter, die Forstämter und die Salinenämter unterstellt. Nach dem 1. Weltkrieg wurde die Forst- und Domänenverwaltung aufgehoben²⁵⁾ und ihre Aufgaben im wesentlichen drei selbständigen Abteilungen im Finanzministerium des Freistaates Baden übertragen. Es handelte sich

a) um die Domänenabteilung

b) um die Forstabteilung

c) um die Abteilung für Salinen und Bergbau.

Nach dem 2. Weltkrieg sind hinsichtlich der Zentralinstanz der bisherigen Domänenverwaltung im Land Baden und im Landesbezirk Baden des Landes Württemberg-Baden unterschiedliche Wege begangen worden. Im Land Baden wurden die Aufgaben vom badischen Ministerium für Landwirtschaft und Ernährung wahrgenommen. Im Landesteil Baden des Landes Württemberg-Baden sind die Aufgaben dagegen bei der Landesbezirksdirektion für Finanzen geblieben.

Literatur

¹⁾ Das Wort Domänen stammt aus der französischen Rechtsprache und hat dort den Sinn von Staatsgut schon früh angenommen. Es verdrängte nach und nach den Begriff Kammergut, obwohl dieser in seiner ursprünglichen Bedeutung etwas anderes beinhaltete.

²⁾ Dehlinger a. a. O. Band 2 Seite 758

³⁾ Badische Verfassung vom 22. 8. 1818, Großherzogliches badisches Regierungsblatt 1818 Seite 101:

§ 58 Es darf keine Domaine ohne Zustimmung der Stände veräußert werden. Ausgenommen sind die zu Schuldentilgungen bereits beschlossenen Veräußerungen, Ablösungen von Lehen, Erbbeständen, Gülten, Zinsen, Frohndiensten, Verkäufe von entbehrlichen Gebäuden, von Gütern und Gefällen, die in benachbarten Staaten gelegen sind, und alle Veräußerungen, die aus Staatswirtschaftlichen Rücksichten zur Beförderung der LandesCultur oder zur Aufhebung einer nachtheiligen eigenen Verwaltung geschehen. Der Erlös muß aber zu neuen Erwerbungen verwendet oder der Schuldentilgungskasse zur Verzinsung übergeben werden. Ausgenommen sind auch Tausche und Veräußerungen zum Zweck der Beendigung eines, über Eigentums- oder Dienstbarkeits-Verhältnisse an-

hängigen, Rechtsstreits; ferner die Wiedervergebung heimgefallener Thron- Ritter- und Kammerlehen während der Zeit der Regierung des Regenten, dem sie selbst heimgefallen sind.

Da durch diesen und den § 57 der Zweck der pragmatischen Sanction über Staatsschulden und Staatsveräußerungen vom 1ten October 1806. und vom 18ten November 1808. vollständig erreicht ist, so hört die Verbindlichkeit derselben mit dem Tage auf, wo die Landständische Verfassung in Wirksamkeit getreten sein wird.

§ 59 Ohngeachtet die Domainen nach allgemein anerkannten Grundsätzen des Staats- und Fürstenrechts unstreitiges PatrimonialEigenthum des Regenten und seiner Familie sind, und Wir sie auch in dieser Eigenschaft, vermöge obhabender Pflichten als Haupt der Familie, hiermit ausdrücklich bestätigen, so wollen Wir dennoch den Ertrag derselben, ausser der darauf radicirten Civilliste und ausser andern darauf haftenden Lasten, solange als Wir Uns nicht durch Herstellung der Finanzen in dem Stand befinden werden, Unsere Unterthanen nach Unserm innigsten Wunsche zu erleichtern, — der Bestreitung der Staatslasten ferner belassen.

Die Civilliste kann, ohne Zustimmung der Stände, nicht erhöht und, ohne Bewilligung des Großherzogs, niemals gemindert werden.

⁴⁾ Ullrich a. a. O. Seite 4

⁵⁾ Regenauer a. a. O. Seite 284

⁶⁾ Mittels Säkularisationen und Mediatisierungen erhielt Baden damals die rechtsrheinischen Besitzungen der Bistümer Konstanz, Basel, Straßburg und Speyer, die rechtsrheinische Pfalz, Ladenburg, Bretten, Heidelberg und Mannheim schließlich die Herrschaft Lahr, das Hanauer Land, elf Abteien und sieben Reichsstädte.

⁷⁾ Gerchov in: Die Zähringer S. 438

⁸⁾ Gesetz über die Auseinandersetzung bezüglich des Eigentums am Domänenvermögen vom 25. 3. 1919 Bad. Gesetz u. VOBl. 1919 S. 179

⁹⁾ Regenauer a. a. O. Seite 283

¹⁰⁾ vergl. Zivillistengesetz vom 10. 3. 1854 Großh. Bad. Reg. Bl. 54/43 ff. und die ähnliche Regelung in Württemberg durch das Krondotationsedikt von 1819

¹¹⁾ Buchenberger a. a. O. Seite 139

¹²⁾ Im wesentlichen handelte es sich um: Das Residenzschloß und verschiedene weitere Gebäude in Karlsruhe, das Schloß und Kammergut Scheibenhards, das Jagdschloß Stutensee, der untere Hardwald, der Obstgarten in Ettlingen, das Schloß Favorite, das Schloß Baden, das gräflich Sickingensche Palais in Freiburg, das Herrschaftshaus in Badenweiler, das Schloß und der Schloßgarten in Schwetzingen, ein Teil des Schlosses in Mannheim, das Landschreibereigebäude in Heidelberg und die Jagden auf verschiedenen Domänen.

- 13) Regenauer a. a. O. Seite 288
 14) Regenauer a. a. O. Seite 299
 15) Regenauer a. a. O. Seite 295
 16) Die Kameraldomänen a. a. O. S. 43
 17) Ullrich a. a. O. Seite 23
 18) Die Kameraldomänen a. a. O. S. 45
 19) Großherzoglich Badisches Regierungsblatt 1809 S. 439 sowie Winterhalter a. a. O. Teil 2 S. 2
 20) Landesherrliche Verordnung vom 14. 4. 95 Gesetz- und Verordnungsblatt für das Großherzogtum Baden 1895, Seite 117
 21) Bonndorf, Bruchsal, Bühl, Emmendingen, Freiburg, Heidelberg, Karlsruhe, Kehl, Konstanz, Mannheim, Meersburg, Offenburg, Tiengen und Wiesloch und 8 Domänenverwaltungen, die mit Finanzämtern sowie 3 Domänenverwaltungen, die mit Hauptsteuerämtern verbunden waren — die Kameraldomänen a. a. O. S. 34 —
 22) Staatsanzeiger für Baden 1920 S. 138
 23) Landesherrliche Verordnung vom 22. 1. 1824, Großherzoglich badisches Regierungsblatt 1824, Seite 19 — Die Hof- u. Domänenkammer im Königreich Württemberg kann hiermit nicht verglichen werden. Sie war keine dem Finanzministerium nachgeordnete staatliche Behörde, sondern ein Organ der Hofhaltung —
 24) Großherzoglich badisches Regierungsblatt 1865, Seite 603

25) Verordnung des badischen Staatsministeriums vom 24. 10. 1919 Badisches Gesetz- und Verordnungsblatt 1919, Seite 531

Literaturnachweis

Buchenberger, Adolf, Finanzpolitik u. Staatshaushalt im Großherzogtum Baden in den Jahren 1850—1900, Heidelberg 1902
 Dehlinger, Alfred, Württembergs Staatswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung bis heute, Bd. 1 + 2, Stuttgart 1951 u. 1953
 Die Kameraldomänen des Großherzogtums Baden im 19. Jh., herausgegeben von der Großherzoglichen Forst- u. Domänenverwaltung, Karlsruhe 1906
 Regenauer, Anton, der Staatshaushalt des Großherzogtums Baden, Karlsruhe 1863
 Schadek, Hans u. Schmid Karl, die Zähringer, Anstoß und Wirkung, Sigmaringen 1986
 Ullrich, Gustav, von den badischen Staatsdomänen, Karlsruhe 1929
 Winterhalter, Heinz, Ämter und Amtsleiter der Kameral- u. Steuerverwaltung in Baden-Württemberg, Teil 1 + 2, Freiburg 1976 u. 1978

| Kreise | Flächeninhalt ha | Landwirtschaftliche Domänen ha | Forstwirtschaftl. Domänen ha | Domäneneigene Gebäude Anzahl |
|------------|---------------------|--------------------------------------|------------------------------------|------------------------------------|
| Konstanz | 187 291 | 2 412 | 5 400 | 99 |
| Villingen | 108 568 | 733 | 4 105 | 89 |
| Waldshut | 89 166 | 877 | 6 697 | 67 |
| Freiburg | 222 775 | 3 273 | 22 922 | 334 |
| Lörrach | 99 794 | 418 | 7 626 | 53 |
| Offenburg | 183 224 | 3 169 | 7 811 | 92 |
| Baden | 104 398 | 860 | 12 288 | 144 |
| Karlsruhe | 158 786 | 4 636 | 22 941 | 233 |
| Mannheim | 46 382 | 3 487 | 4 108 | 41 |
| Heidelberg | 100 367 | 861 | 5 651 | 104 |
| Mosbach | 206 336 | 267 | 1 336 | 22 |
| | 1 507 087 | 20 993 | 100 885 | 1 278 |
| | | | 330 | außerhalb Badens gelegen |
| | | | 101 215 | |

Das Heimatmuseum Untergrombach

im mittelalterlichen Firstsäulenständerhaus von 1428

Dietmar Konanz und Josef Lindenseher, Bruchsal-Untergrombach



Raum 9: Wallfahrtsstand bis vor etwa 20 Jahren, „Michaelsstand“ genannt (Nachbildung)

I. Das Fachwerkhaus

Im heutigen Bruchsaler Stadtteil Untergrombach steht in der Obergrombacher Straße ein Fachwerkhaus, das in seiner Konstruktion zu den wenigen noch vorhandenen Exemplaren Süddeutschlands gehört. Dieser leicht vorkragende Fachwerkbau an der engen Straße weist einige Merkmale auf, die für den Bauhistoriker und Zimmermann bedeutsam und für den Laien interessant sind:

Auf einem, aus gehauenen Kalksteinen gemauerten, doppelten, gewölbten Kellergeschoß steht ein Firstsäulen-Ständerbau, dessen ungleiches Außenwandgefüge mit vorkragendem Dachgeschoß auffällt. Diese mittelalterliche Bauweise, im 15. Jahrhundert und früher verwendet, ist ein reiner Skelettbau, bei dem auf unregelmäßig gewachsenen Schwellen 4,10 m hohe Ständer die Außenwand im Traufenbereich des Satteldaches bil-



den. An den Giebel- und Innenwänden stehen unter der Firstpfette 9,20 m lange, durchgehende Firstsäulen im Querschnitt von 35 × 35 cm.

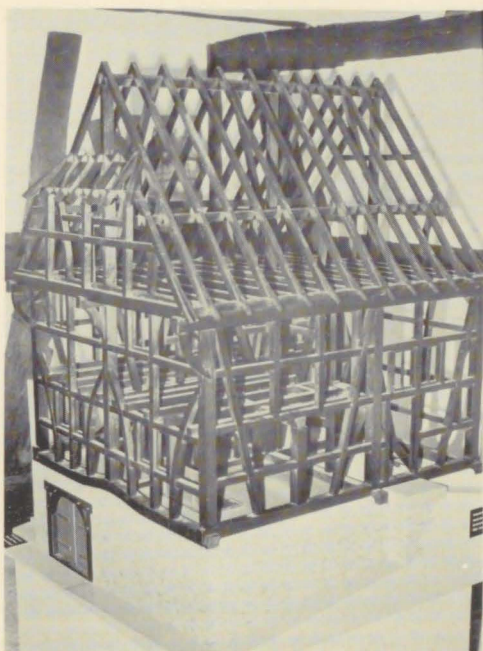
Auffallend sind auch die krummen, über zwei Geschosse hinweggehenden Streben, mit den dazwischen liegenden Riegeln und Rähmen, auf denen zuletzt die Deckenbalken aufgelegt wurden. Diese Deckenbalken sind an den weißen lehmgefachten Außenflächen als dunkle Vierecke (Stirnholz) sichtbar.

Die niedrigen Geschoßhöhen (1,90–2,20 m), kleine fast quadratische Zimmerflächen und kleinflächige Fenster zeigen uns heute, daß unsere, vor ca. 20 Generationen lebenden Vorfahren nicht nur körperlich kleiner waren, sondern ihre Wohnwerte anderen zweckgebundenen Grundsätzen unterstanden.

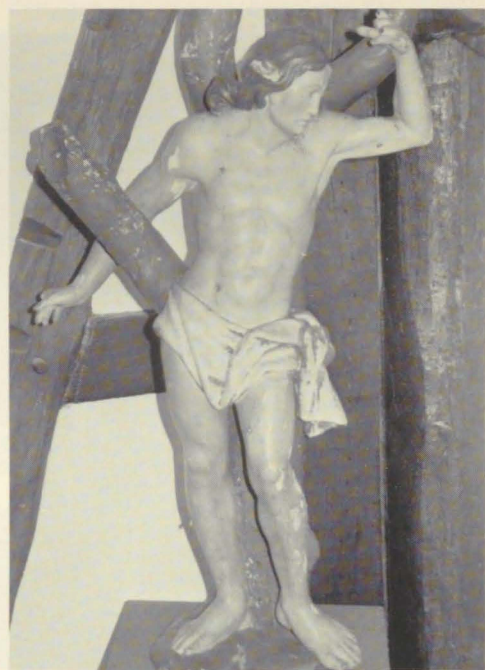
Dieses im Jahre 1428 erbaute Fachwerkhaus, das Erbauerjahr wurde durch dendrochronologische Untersuchungen (Dendrochronologie = Altersbestimmung durch Jahresringabstände) der Universität Stuttgart-Hohenheim nachgewiesen, ist zur Zeit das älteste bekannte Fachwerkhaus im Kraichgau. Es entstand als dreizelliges Gebäude mit einem vorderen und hinteren Wohnteil sowie einem mittleren geschoßoffenen Küchenteil.

Im Jahre 1490 wurde das Haus umgebaut und der hintere Gebäudeteil abgebrochen. In dem vorderen, heute noch vorhandenen Bereich wurden teilweise neue Hölzer eingesetzt. Ein vermutbarer Grund ist das undichte Strohdach, denn bei kurz wechselnden Trocken- und Naßperioden zerfällt jedes Holz, so auch das von Zimmerleuten selten benutzte Buchenholz.

Der heutige zweizellige Fachwerkbau wurde damals weiter als Rauchhaus genutzt, d. h. vom gemauerten Küchenherd zog der Rauch



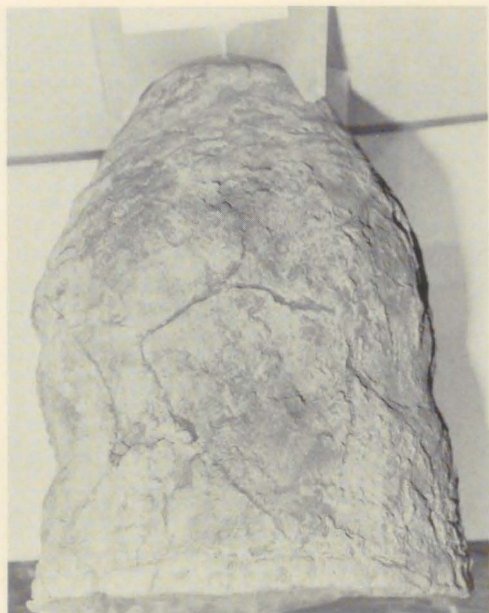
Raum 2: Fachwerkhaus Obergrombacherstraße 32, Modell 1:10, Ansicht von Osten



Raum 4: St. Sebastian wird seit den Pestzeiten im 30jährigen Krieg verehrt

Seite 184

Firstsäulenständerhaus Untergrombach, Obergrombacher Str. 32. Ältestes Fachwerkhaus im Kraichgau. Erbaut 1428
(Zeichnung: Konanz)



Raum 7: „Michaelsberger Kultur“ um 3000 v. Chr.
Vorratsgefäß (Kopie)



Raum 9: Volksfrömmigkeit: Eckständer mit Pieten,
18. Jh.



Raum 7: Foto im Hintergrund: Michaelsberg mit Untergrombach; „Michaelsberger Kultur“, Backteller, Schöpfkelle, Tulpenbecher (Kopien)

langsam durch die beiden Geschosse in den Dachraum und durchströmte großflächig das mit Stroh gedeckte Dach. Im 16. Jahrhundert, bedingt durch neue Brandordnungen in den Städten, wurden diese Dächer mit fester Deckung (Ziegel) versehen. Das Rauchhaus wurde mit einem Kamin in Form einer großflächigen Holzverschalung ausgestattet, erst in der Neuzeit wurde ein gemauerter Kamin eingebaut. Alle Altersstufen, vom Rauchhaus bis heute, sind in der Küchenzelle, an einer Obergeschoßwand und im Dachgeschoß erkennbar. Die Trocken- und Imprägnierwirkung des Rauches wurde nicht nur von den Hausbewohnern genutzt, sie diente auch zur Erhaltung der ca. 500 Jahre alten noch vorhandenen Dachsparren aus Pappelholz.

Der seitliche, an der Straße stehende einstöckige Anbau, der in dem später üblichen Stockwerksrähmbau erstellt wurde, und die zum steil ansteigenden Michaelsberg angrenzende Scheune wurden nach 1750 erbaut. Diese Gebäudeteile sind aus der Sicht des Bauhistorikers und Zimmermanns weniger bedeutsam wie der Hauptbau mit seiner Firstsäulenständerbauweise, der neben seiner schwierigen Zimmermannstechnik, dem großen Holzbedarf, auch Verkämmungen, Verzapfungen und Verblattungen hervorbrachte, die später nicht mehr verwendet wurden.

II. Das Heimatmuseum

Für die Ausstattung der Räume standen dem Heimatverein im Vergleich zu anderen Heimatmuseen verhältnismäßig wenig Exponate zur Verfügung. Außerdem mußte auf das auch innen freigelegte Fachwerk Rücksicht genommen werden, damit die Besucher in den Zimmern das Leben und Wohnen in einem über 550 Jahre alten Haus möglichst nachempfinden konnten. Diese Vorgaben bestimmten die Planung für die Einrichtung des Fachwerkhäuses. Es galt, mit den zunächst als Nachteil angesehenen Einschränkungen zurechtzukommen, ja sie letztlich positiv einzusetzen und zu nutzen. Diese Umstände und

die geringe Ausstellungsfläche von ca. 130 qm waren ein heilsamer Zwang zur Konzentration auf das Wesentliche. Herr Dr. W. Metzger vom Bad. Landesmuseum begleitete uns hierbei mit seinem fachkundigen Rat.

Den Hauptbestandteil des Heimatmuseums bildet das *Firstsäulenständerhaus* selbst. Deshalb wird im Eingangs- und Küchenbereich dem Besucher anhand eines Fachwerkmodells (M 1:10), einer nachgebildeten Firstsäule (M 1:2) und mehreren Zeichnungen der Aufbau des Hauses erläutert. Zwei Schaukästen informieren ferner über die erfolgten dendrochronologischen Untersuchungen, wobei Interessierte an einem Schiebemodell selbst die Altersbestimmung eines Holzes vornehmen können.

Neben dieser Darstellung des Fachwerkhäuses, einer Auflistung der grundbuchmäßig erfaßten Eigentümer und der Angaben über die wirtschaftliche Nutzung des Grundstücks werden im Erdgeschoß die *Wohn-, Arbeits- und Lebensverhältnisse* um 1900, also aus der Zeit, aus der uns die Bewohner des Hauses bekannt sind, beschrieben. Eine Gegenüberstellung alter Fotos mit heutigen Aufnahmen lassen den Weg vom einstigen Bauerndorf Untergrombach zum Stadtteil von Bruchsal nachvollziehen.

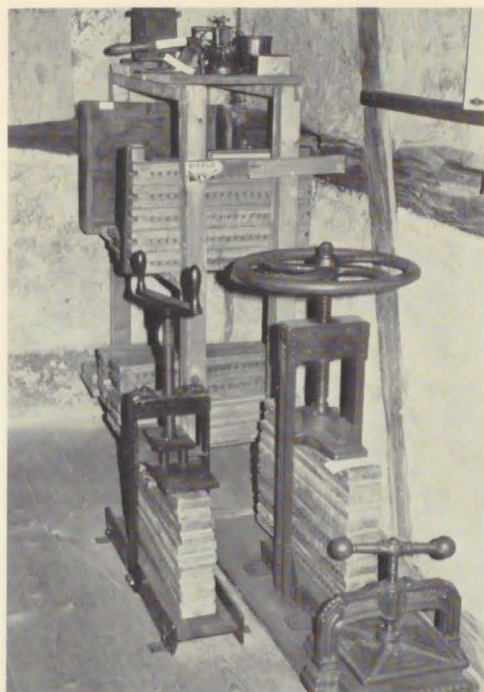
Die vielfältige Geschichte Untergrombachs bot sich geradezu an, aus ihr für die Ausgestaltung des Obergeschosses zu schöpfen. Da eine vollständige Wiedergabe der Geschichte unseres Ortes in den kleinen Räumen (im Durchschnitt ca. 12–15 qm) sicher lückenhaft geworden wäre, wurden schwerpunktmäßig Themen ausgewählt, die sowohl von örtlicher als auch überregionaler Bedeutung waren, bzw. noch sind.

Jede Epoche, bzw. jedes Thema wird in einem eigenen Raum behandelt:

Im Raum *Ur- und Frühgeschichte* werden neben den Funden aus dem Baggersee vor allem die jungsteinzeitliche Siedlung auf dem Michaelsberg (um 3000 v. Chr.), die namengebend für den „Michelsberger Kulturkreis“ war, vorgestellt. Die typischen Keramiken



Michaelskapelle bei Untergrömbach. Kapelle erstmals 1346 erwähnt, jetzige Kirche 1742/44 unter Fürstbischof Hugo Damian von Schönborn erbaut



Raum 11: Tabakverarbeitung: Waage und eingefädelter Tabak



Raum 11: Zigarrenherstellung: Pressen mit Zigarrenformen

der „Michelsberger“ wie Tulpenbecher, Schöpfkelle, Bockteller (?), Vorratsgefäße sowie Knochen- und Steinwerkzeuge findet der Besucher als Anschauungsmaterial in einer Vitrine. Mit einer Lageskizze, einem Plan über das Verbreitungsgebiet, Rekonstruktionszeichnungen und Fotos über die letzte Ausgrabung wird die Darstellung über diese frühe Siedlung auf dem Michaelsberg ergänzt.

Im gleichen Raum sind ein keltischer Armreif, römische Münzen und ein fränkisches Schwert mit Messer als Belege einer frühen und wohl auch kontinuierlichen Besiedlung des Grombachtals ausgestellt.

Der nächste Raum ist *Joß Fritz und seiner Zeit* gewidmet. Der bedeutende Bauernführer aus der Zeit der Bundschuhbewegung vor dem großen Bauernkrieg (1525) wurde um 1470 in

Untergrombach geboren. Dreimal „warf er den Bundschuh auf“: 1502 in Untergrombach (Hochstift Speyer), 1513 in Lehen bei Freiburg und 1517 im Elsaß und Schwarzwald. Mit Nachbildungen zeitgenössischer Holzschnitte, Bundschuhfahnen, Zeichnungen und begleitenden Texten sollen die Lebensstationen und Ziele von Joß Fritz dem Betrachter vermittelt werden. Holzschnitarbeiten von Bauern und Handwerkern in der Tracht um 1500 sowie Bilder der alten gotischen Pfarrkirche, die in der Jugendzeit von Joß Fritz erbaut wurde, vervollständigen das Bild jener Zeit.

Wer schon die Autobahn zwischen Karlsruhe und Bruchsal gefahren ist und auch der Landschaft etwas Aufmerksamkeit schenkte, wird sicher den Michaelsberg mit der leuchtend weißen Kapelle beachtet haben. Die Vereh-

rung St. Michaels auf dem 272 m hohen Berg am Rand des Kraichgau geht vermutlich auf die Zeit der Christianisierung der Franken zurück; eine Kapelle wurde 1346 erstmals erwähnt. Daher lag es nahe, der *Wallfahrt auf den Michaelsberg* einen Raum einzuräumen, zumal die Kapelle heute noch das Ziel von Wallfahrern und Ausflüglern ist. Neben Texten und Bildern zur Wallfahrt zeigt ein „Michelestand“ mit Süßigkeiten und Devotionalien, welche „Freuden“ eine Wallfahrt vor etwa zwei Jahrzehnten noch bieten konnte. Gegenstände der Volksfrömmigkeit ergänzen das Thema des Raumes; hier fällt besonders ein wuchtiger Eckständer eines abgerissenen Fachwerkhäuses mit einer grob verzierten Nische, die einer Pieta in Bauernbarock Platz bietet, auf.

In einem Speicherraum kann die *Herstellung von Zigarren* aus einer Zeit nachvollzogen werden, als noch die Wickel- und Zigarrenmacherin in Handarbeit den Tabak aus der Rheinebene verarbeitete. Über 100 Jahre prägten kleine und große Zigarrenfabriken mit ihren wirtschaftlichen Vorteilen, aber auch mit ihren sozialen Problemen das dörfliche Leben von Untergrombach. Nahezu 300 Frauen verdienten zeitweise ein Zubrot zum

spärlichen Fabriklohn ihres Mannes, um die Familien ernähren zu können. So war es angebracht, auch diese Zeit in das Heimatmuseum einzubeziehen.

Nach etwa zweijähriger Planungs- und Vorbereitungszeit wurde das Heimatmuseum rechtzeitig vor dem 1200jährigen Jubiläum der Ersterwähnung von „Grombach im Kraichgau“ (789 n. Chr.) durch den Hausherrn des Fachwerkhäuses, dem Oberbürgermeister der Stadt Bruchsal, Herrn Bernd Doll, am 7. 10. 1988 eröffnet. Der Heimatverein Untergrombach, der für die Planung und Einrichtung verantwortlich war, wird auch künftig das Heimatmuseum betreuen, die Öffnungszeiten (1. u. 3. Sonntag im Monat von 14–16 Uhr) wahrnehmen und auf Wunsch Führungen ausrichten (Tel. 0 72 57/15 07 o. 16 69).

Zum Schluß ist noch festzuhalten, was von Besuchern gerne bestätigt wird, daß der hohe Kostenaufwand für die Renovierung des Fachwerkhäuses sich gelohnt hat, denn diesen Kosten stehen als bleibender Wert die heutige Nutzung als Heimatmuseum und die Erhaltung des Firstsäulenständerhauses als bedeutendes Zeugnis mittelalterlicher Zimmermannskunst gegenüber.

Museen und museale Einrichtungen in Münstertal i. Schw.

Ernst M. Wallner, Kirchzarten/Heidelberg



Einfahrt in das Besucherbergwerk „Teufelsgrund“

(Foto: Inge Haas, Freiburg).

„Das Münstertal — Tal der 100 Täler — umfaßt mit seinen beiden großen Armen den schönsten Schwarzwaldberg, den Belchen. Es tritt . . . durch den ‚Glaubensboten St. Trudpert‘ in das Licht der Geschichte . . . Die Münstertäler waren einst Landwirte — Holzhauer — Bergmänner — Köhler — Fuhrleute — Hand- und Sägewerker, und fast in jedem Haushalt hielt man Bienen“¹⁾ Der voranstehende Text verweist zum einen auf den Ursprung des Ortes als einer geistlichen Grün-

dung des Mittelalters, zum andern auf die Hauptberufe, die die Bewohner des Tals einst ausübten.

Da, wo der wohl fränkische, nicht irische Missionar Trudpert um die Mitte des 7. Jahrhunderts von heidnischen Alemannen erschlagen worden war, erstand um 800 ein Benediktinerkloster mit einer Basilika. Nach dieser kirchlichen Stiftung nannte sich vom 14. bis 16. Jahrhundert eine kleine blühende, im Streit zwischen den Habsburgern und den

Herren von Staufen 1346 stark beschädigte, aber erst seit dem Rückgang des Silberabbaus aufgelassene Bergwerksstadt „Münster“. Als Rottenbezeichnung lebt der Name bis heute fort.²⁾ Seit 1971, nachdem sich Ober- und Untermünstertal zusammengeschlossen haben, heißt die neue Gemeinde „Münstertal“. Unabhängig von ihrer religiös-kirchlichen Funktion, gelten als bedeutsamste Sehenswürdigkeiten im Ort: das u. a. von Peter Thumb (1681—1766) stilvoll gestaltete barocke Münster³⁾ und die imponierende Benediktiner-Klosteranlage,⁴⁾ von der aus die „Schwestern vom hl. Josef“ heute ihre sozialkaritativen Aufgaben erfüllen.

Insbesondere in den letzten beiden Jahrzehnten hat die rührige Gemeinde, die sich auf breiter Front dem Tourismus erschlossen hat, bemerkenswerte Museumseinrichtungen ge-

schaffen. In ihnen sollen das Tagewerk, Arbeitsweise und Arbeitsgeräte der Hauptberufe von ehemals in öffentlich zugänglichen Sammlungen der Nachwelt überliefert werden.

Einst war der Bergbau, der 1028 zum erstenmal urkundlich erwähnt wird, eine der wichtigsten Erwerbsquellen.⁵⁾ In einer 1. Periode, die mit dem Dreißigjährigen Krieg zu Ende ging, spielte das für die Münzprägung begehrte Silber die wichtigste Rolle. In einer 2. Epoche vom Anfang des 18. Jahrhunderts bis 1864 rangierten Blei für Kriegsrüstung und Kupfer an erster Stelle. Von 1934 bis 1958 standen schließlich Fluß- und Schwerpat auf dem Plan. Nach dem Geländeankauf durch die Gemeinde wurde 1970 auf der Friedrichstrecke der Grube Teufelsgrund ein 500 m langes Schaubergwerk eröffnet. Vor



Bienenkundemuseum: Bauten, Körbe, Stülper aus Spanien bis Holland, aus dem Tessin bis zur Lüneburger Heide

(Foto: Inge Haas, Freiburg)



Waldmuseum: Modell eines Kohlenmeilers. Die Bilder an der Wand veranschaulichen die Arbeit des Köhlers

(Foto: Gemeindearchiv Münstertal)

der Besichtigung wird im Empfangsgebäude ein gut orientierender Lehrfilm gezeigt. Unter kundiger Führung lernt der Besucher dann vornehmlich nach der „Wettertür“ im hell beleuchteten Stollen die für den Bergbau relevanten geologischen Formationen kennen:⁶⁾ hier Gneis oder Porphyry, dort Erz, das stellenweise mit Zinkblende, Bleiglanz, Fluß- und Schwespat durchsetzt ist. Oder es werden weiße Stalaktiten aus Kalkspat oder in Nischen fluoreszierende Mineralien sichtbar. Genauerer Einblick in die Arbeit der Bergleute unter Tage gewähren aufgestellte Bohrgeräte, Rollen, Förderkörbe, Grubenhelme, Picken, Lampen und Exponate in den Vitrinen des Maschinenraums. Ein Asthma-Therapie-Stollen mit keimfreier, reiner feuchter, emanationshaltiger Luft, der nach einer Weg-

strecke von 195 m abbiegt, erhärtet, für welche Heilzwecke aufgelassene Bergwerke genutzt werden können.

Auch heute noch verleiht dem Landschaftsbild des Münstertals der Wald Prägung und Charakter.⁷⁾ Nicht nur 62% des Gemeindeareals sind mit Wald bewachsen. Er stellt auch ein beträchtliches Wirtschaftspotential dar: einmal durch den Holztertrag, machte doch der Waldhaushalt Mitte der 80er Jahre 1,5 Millionen DM aus, zum andern durch seine Funktion als Erholungsfaktor für den ansteigenden Tourismus. So nimmt nicht wunder, daß dem Besucherbergwerk bereits zehn Jahre später, 1980, ein Waldmuseum folgte. Eine Sonderausstellung „Monat des Waldes“ im Herbst 1979 fand so großen Anklang, daß sie schon im nächsten Jahr ergänzt wurde und in



Bienenkundemuseum: So wanderten die Imker vor 100 Jahren von der Rheinebene in den Schwarzwald mit 2-, 3- und 4-etagigen „Badischen Kästen“ aus Stroh und Holz
 (Foto: Inge Haas, Freiburg)

den vier Kellerräumen des Rathauses als museale Dauereinrichtung ihren Standort erhielt.⁸⁾ Hier bieten sich dem Anblick dar: Geräte für Holzfallerei und Holztransport, so eine Vielzahl von Äxten wie die Fäll-, die Ast- oder die Schrotaxt, eine Mannigfaltigkeit von Sägen mit unterschiedlichster Zähnung, Hilfsutensilien wie Keile, Ketten, Wendehaken, Seilwinden, ebenso Schlitten, Wagen, Riesen usw. Eine andere Gruppe umfaßt Handwerkszeug für die Holzverarbeitung, z. B. Schneidesel, Hauböckle, Schnitz- und Schnefelgerät. Den einzelnen Holzarten wird insofern Aufmerksamkeit geschenkt, als an Einzelstücken von Stämmen der Akazie, Birke, Douglasie, Eiche, Esche, Fichte, Lärche und Tanne Maserung oder Jahresringe zu bestaunen sind. Im Museum entdeckt man auch

eine ganze Reihe präparierter heimischer Waldtiere vom Wildschwein über den Fasan bis zum Igel und bis zu seltenen Käfern. Nicht zuletzt wurde ein Modell eines Kohlenmeilers aufgebaut, erzeugten doch noch 1880 120 Köhler im Münstertal Holzkohle, die einst in großen Mengen zum Silber- und Bleischmelzen verwendet wurde. Allgemein wurde sie erst im 19. Jahrhundert durch die industriell erzeugte Holzkohle verdrängt. Ein letzter naturechter Kohlenmeiler wird heute noch durchschnittlich zwei- bis dreimal im Jahr in der „Gabel“ in Richtung Münsterhalden von Siegfried Riesterer, dem letzten Köhler, aus Buchenscheiten architektonisch „aufgesetzt“, entzündet und während der Holzverkohlungs überwacht. Meist im April/Mai und Juli in Betrieb, übt diese gewerblich-



Blick in die „Schnitzerstube“

(Foto: Inge Haas, Freiburg)

volkskundliche Seltenheit durch ihre Bauform und durch den Schwelbrand eine faszinierende Wirkung aus.⁹⁾

Holzreichtum hat in Münstertal seit je zu Holzschnitzerei ermuntert und sie als eine Art Kunsthandwerk begünstigt. In der Rotte Münsterhalden erwartet den Besucher die „Schnitzerstube“ von Fritz Riesterer mit einer kaum übersehbaren Fülle von Kreationen: von Tieren, Rehen und Rehgeweihen, Mardern, Eichhörnchen und Füchsen oder Raben, Spechten und Meisen über Blüten und Blätterranken bis zu Menschengestalten, Heiligenfiguren, Adam und Eva und bis zu Wappen und Wegweisern, Haushaltsgeschirr und Möbeln. Selbst die Küche verrät an Wandschränken, Schubladen, Türen und Stiegen holzschnitzte Motive. Draußen im

Gelände aber vermag die Kinder eine holzschnitzte Märchenwelt zu erfreuen, seien es Schneewittchen und die sieben Zwerge, seien es Rotkäppchen und der Wolf. Interessierte dürfen bei der Holzschnitz-Arbeit sogar zuschauen.¹⁰⁾

Unter den Mitgliedern des Imkervereins von 1901 faßte Karl Pfefferle den Entschluß, alles Wissen um das Leben und die Tätigkeit der Bienen und alles Gebrauchsinventar für die Bienenzucht überkontinental zu sammeln und zu sichten und für eine Dauerausstellung vorzubereiten. Seine Initiative war zugleich von der Absicht beseelt, eine Belehrungs- und Lerneinrichtung zu schaffen. Dank seiner und seiner Mitarbeiter Bemühungen konnte das Bienenkunde-Museum 1978 im alten Rathaus von Obermünstertal eröffnet wer-



Bienenkundemuseum: Polnischer Bienenstock mit Tengloch zwischen den Händen

(Foto: Inge Haas, Freiburg)

den. Es ist nicht nur das erste Museum seiner Art in Baden-Württemberg, sondern in ganz Europa.¹¹⁾ Auf acht Räume verteilt, gestatten die Ausstellungsstücke zunächst einen historischen Überblick über die Entwicklung der Bienenhaltung und Honiggewinnung von der Urzeit bis zur Gegenwart. Im Museum wird dazu anhand von Bienenkörben, Stülpern, Beuten, Schleudern und vielen anderen einschlägigen Gegenständen und Vorrichtungen die geographische Verbreitung der Imkerei über den Erdball hinweg veranschaulicht. Drittens zeigt das Museum die Sachbezüge und die Umgangsweise des Menschen mit den Bienenvölkern auf. Schließlich werden unter biologischem Aspekt berücksichtigt: das Leben der Bienen selbst, die gesellschaftliche Struktur eines Bienenvolks, die Züchtung von Bienenköniginnen u. dgl. Der Besucher sieht sich in die vorteilhafte Lage ver-

setzt, daß er sich hier — wie schon im Waldmuseum — alles Wissenswerte durch unzählige Objekte und eine Fülle von Schaubildern, Fotografien und Leuchttafeln nachhaltig einprägen kann. Unaufdringlich wird das Museum in Raum 3 durch eine „Kleine Kultur- und Heimatkundeschau“ bereichert.¹²⁾ Ein gebildeter „Führer“ bringt ins einzelne gehende Erläuterungen.

Münstertal verspricht, auf dem besten Weg zu sein, ein besuchenswerter Museumsort Südbadens zu werden.

Anmerkungen

¹⁾ Vgl. Führer im Bienenkunde-Museum mit Imker-Lehrschau Münstertal/Schwarzwald, Münstertal o. J., S. 9b

²⁾ In Münstertal heißen die Ortsteile seit alters „Rotten“; mittelhochdeutsch rot(t)e, rot aus altfranzösisch rote = „Schar, Abteilung“

³⁾ Kurrus, Th., St. Trudpert/Münstertal, 2. Aufl., München 1984

⁴⁾ Weiß, G., Münstertal. Ein Streifzug durch Geschichte und Gegenwart, Freiburg i. Br. 1985, S. 7 ff

⁵⁾ Albiez, G., Der Bergbau im Münstertal. In: Hecht J. (Hrsg.), Münstertal/Schwarzwald. Geschichte und Geschichten, Münstertal 1974, S. 103—124

⁶⁾ Maus, H., Besuchsbergwerk Teufelsgrund, Münstertal/Schw. 1988, insbesondere S. 31 ff. Vgl. auch Fehr, H. O. (Red.), Das Museum nebenan. Ein Führer durch die Regio, hrsg. von der Badischen Zeitung, 1. Aufl., Freiburg i. Br. 1983, S. 37 ff

⁷⁾ Vgl. Weiß, G. (s. Anm. 4), S. 31 ff

⁸⁾ Rothermel, W. M., Mit der Axt im Wald. Das Waldmuseum Münstertal und der Wandel im Forst. In: Badische Zeitung, Freiburg i. Br., 28./29. 9. 1985, Nr. 225

⁹⁾ Albiez, G., Köhler im Schwarzwald. In: Der Anschritt. Zeitschr. f. Kunst und Kultur im Bergbau, Jg. 27, H. 1, Bochum 1975, S. 95 ff. Glatt, S., Der letzte Kohlenmeiler im Südschwarzwald. In: Badische Heimat, XXXX. Jg., Freiburg i. Br. 1960, S. 281 ff. Killius, R., Vom Wald und Forstwesen, von der Köhlerlei und der Jagd. In: Hecht, J. (s. Anm. 5), S. 93—102, hier 101

¹⁰⁾ Licht, J. (Red.), Museen im Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald, Freiburg i. Br., o. J., S. 27

¹¹⁾ Vgl. Führer im Bienenkunde-Museum (s. Anm. 1), S. 1 ff, 4 ff u. passim

¹²⁾ Vgl. Führer im Bienenkunde-Museum (s. Anm. 1), S. 9b

Bürgerstolz vor Fürstenthronen

Die Bedeutung der Karlsburg Durlach

Susanne Asche, Karlsruhe

Daß ein Schloß die Geschichte einer Stadt prägt, scheint selbstverständlich. Daß aber auch ein verlassenes Schloß für die Entwicklung einer Stadt mehr bedeutet als ein Zeichen vergangener Pracht und Würde, ist nicht immer gegeben. Im Falle von Durlach jedoch ist es so. Die Karlsburg prägte und spiegelte die Geschichte der bis 1938 selbständigen Stadtgemeinde. Einige Stationen dieser jahrhundertelangen Entwicklung möchte ich nachzeichnen.

Durlach besitzt schon sehr lange einen landesherrlichen Wohnsitz — und nichts anderes ist erst einmal ein Schloß. Wahrscheinlich lebten seit dem Ende des 13. Jahrhunderts zeitweise die Markgrafen von Baden hier. Markgraf Ernst (1533—1553) soll ein Jagdschloß auf dem Gelände der späteren Durlacher Karlsburg gebaut haben.¹⁾

Wirklich bedeutend für die Geschichte Durlachs wurde das Schloß, als Markgraf Karl II. im Jahr 1562 beschloß, seine Residenz von Pforzheim nach Durlach zu verlegen. Über die Gründe dieser Verlegung wissen wir nur wenig — ausschlaggebend war wohl die bessere Lage Durlachs am Eingang des Pfingstales und am Handelsweg Basel/Frankfurt. Durlach war damals schon lange — spätestens seit 1196 — eine Stadt; es hatte Tore, Ringmauer und Stadtgräben, es hatte einen Schultheißen, einen Stadtrat mit Gericht und Marktrecht. Allerdings war die Stadt zur Zeit der Residenzverlegung ziemlich heruntergekommen. Der Status einer Residenz konnte daher nur förderlich und den Bürgern erwünscht sein. Als diese 1562 nach Pforzheim bestellt und vom Markgrafen über seine Absichten befragt wurden, stimmten sie dann

auch der Residenzverlegung zu und erklärten sich bereit, dafür ein Jahr lang wöchentlich einen Tag zu fronen.

Über den Schloßbau selbst gibt es manche Mythen. Am nachhaltigsten hielt sich die Geschichte, Karl II. habe das Schloß selbst entworfen und die Arbeiter aus einer Tasche, die er bei sich trug, bezahlt.²⁾ Daher sein Spitzname „Karle mit de Tasch“. Heute wissen wir, daß dies mehr als unwahrscheinlich ist. Ein Körnchen Wahrheit ist jedoch darin enthalten, denn die Residenzverlegung brachte neuen Wohlstand nach Durlach. Der Markgraf ließ die Befestigungsanlagen und Tore erneuern und kaufte für den Schloßbau über 40 Gebäude und 60 Morgen Grundstücke auf.³⁾

Als wirklich freigiebig nun mußte er den Durlachern erscheinen, als er sie am 17. Mai 1567 von der Leibeigenschaft befreite. Damit allerdings verfolgte er nicht nur selbstlose, väterlich-fürsorgliche Ziele, sondern er erhoffte sich davon, daß — durch diese Freiheit von Leibeigenschaft angelockt — neue Bewohner „von ußwendigen Orten sich daselbst burgerlich ein und niederlassen“ würden.⁴⁾

Neben neuem Wohlstand — eine Hofhaltung belebt immer Handel und Gewerbe — und neben neuen Freiheiten brachte die Residenzverlegung den Durlachern aber auch viel Last und manche Not. Aus den anfänglichen Baufronen — einen Tag in der Woche — waren nach und nach viele Frondienste geworden — Botengänge, Reisewagenfahren, Frucht-, Wein-, Holz- und Jagdfahren, Handarbeiten und vieles mehr. Manchmal nahmen diese Dienste drei bis vier, ja sechs Tage in der Woche in Anspruch. Die Jagdfronen wurden am

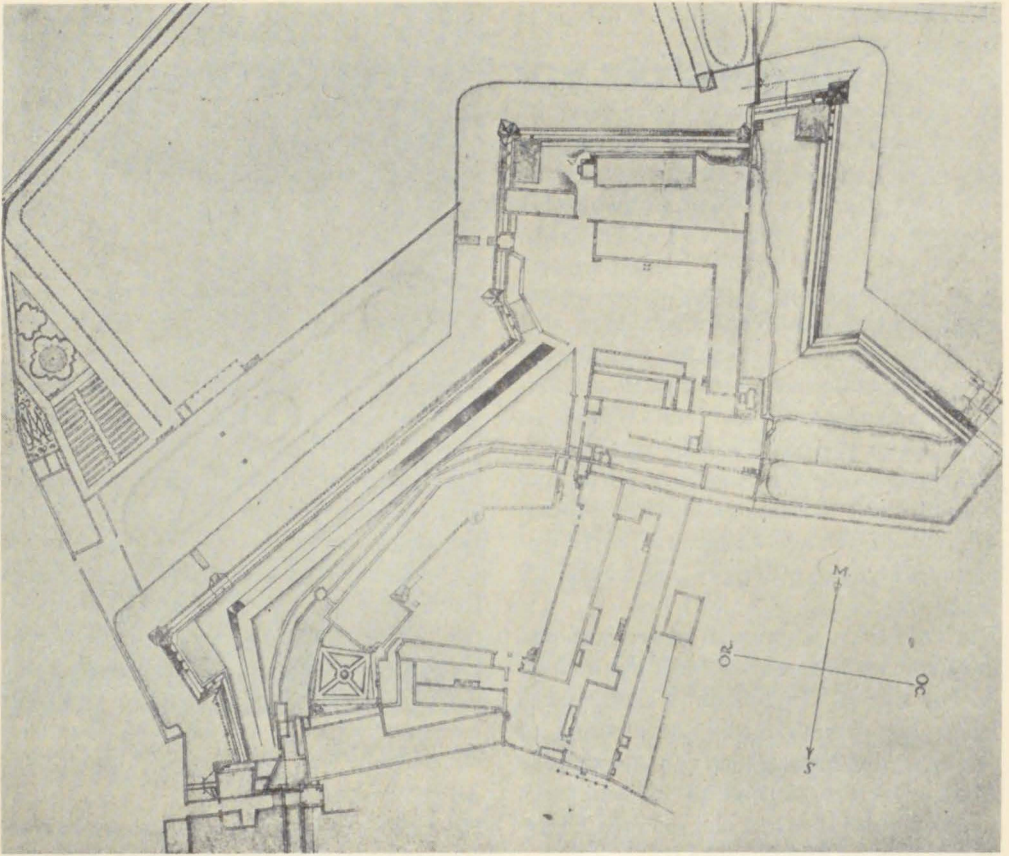


Abb. 1: Plan des Schloßbezirks von 1687, von Thomas Lefebvre gezeichnet

härtesten empfunden, zumal die Jagdfreuden des Hofes dazu führten, daß der Wildbestand hochgehalten wurde. Seit 1580 führten die Durlacher Bürger Verhandlungen mit dem Hof darüber, wie manche der vielen Dienste durch Zahlungen abgelöst werden könnten. Hinzu kamen nämlich auch noch zahlreiche Abgaben und Bodenzinsen, die unter Markgraf Georg Friedrich (1604–1622) so umfangreich wurden, daß die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt zum Erliegen kam.⁵⁾ Der Dreißigjährige Krieg richtete die Stadt dann vollkommen zugrunde. Die Karlsburg war in dieser Zeit durch Wälle, Gräben und starke Türme befestigt. Doch als 1643 der ba-

den-baden'sche Statthalter in dem Schloß wohnen wollte, fand er alles so ruiniert, daß nur zwei oder drei Gemächer bewohnbar waren. Der Regen drang von allen Seiten herein, es gab keinen Kasten, keinen Trog und keine Bettlade mehr in dem Gebäude.⁶⁾ Es war alles ausgeraubt oder zerstört durch Truppen, die hier schon vorher gehaust hatten. Ganz ähnlich sah es in der Stadt aus. Nach dem Krieg im Jahr 1650 hieß es über Durlach: „... in der Stadt sitzt Keiner trocken im Haus, und sie können Nicht reparieren.“⁷⁾ Der Unterschied zwischen Schloß- und Stadtbewohnern war nur der, daß die Durlacher in den Räumen leben mußten, während der Mark-

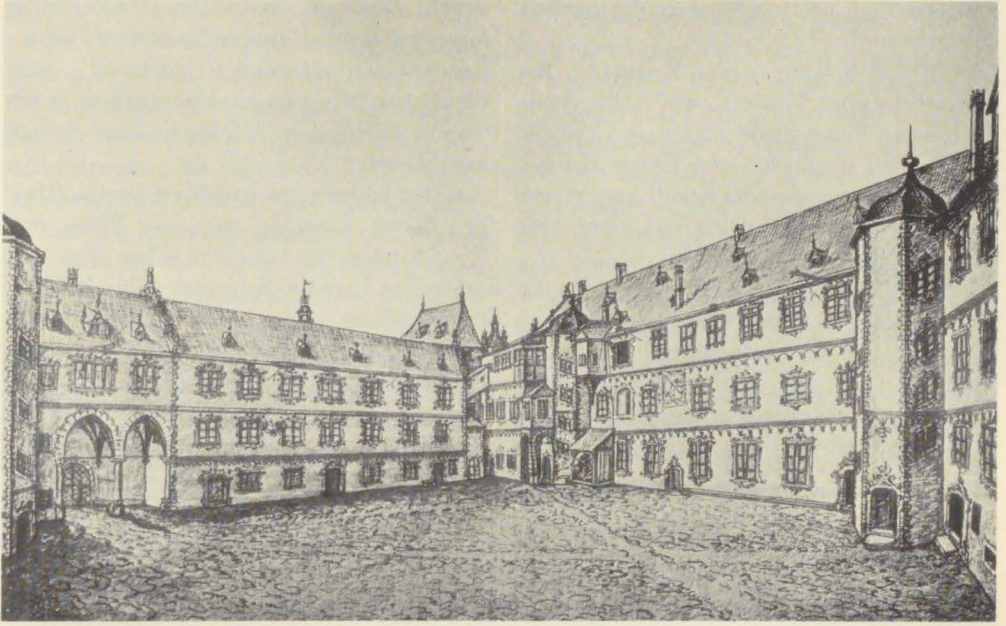


Abb. 2: Ansicht von 1652 — Karlsburg-Innenhof von Norden her, gezeichnet von Johann Jakob Arhardt

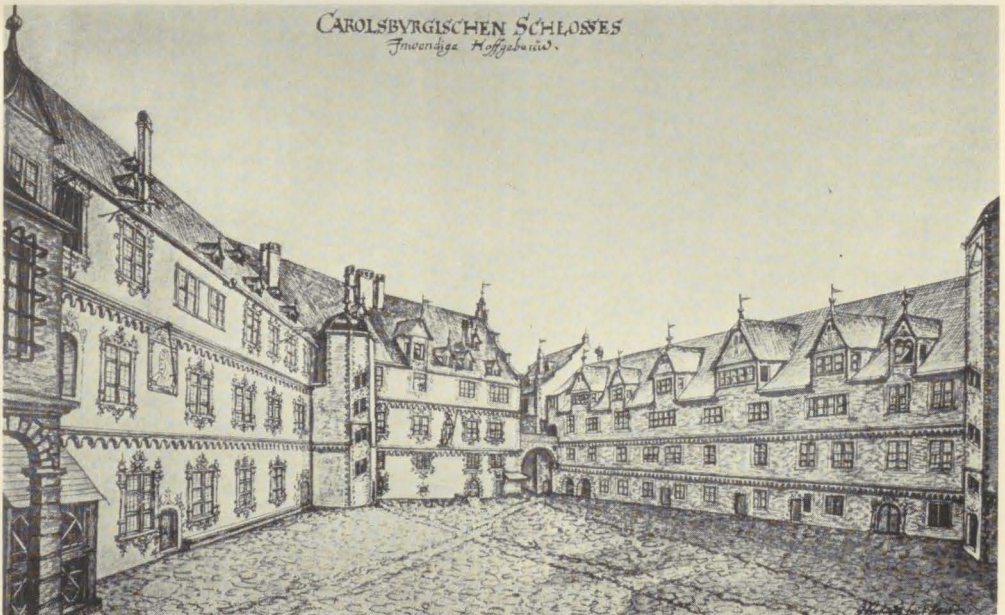


Abb. 3: Ansicht von 1652 des Karlsburg-Innenhofs, gezeichnet von Johann Jakob Arhardt

graf erst 1650 nach 16jähriger Abwesenheit zurückkehrte.

Das Schloß brachte in der Kriegszeit den Durlachern eher Verdruß, wurde die Stadt doch durch dieses große befestigte Gebäude attraktiv für feindliche oder eigene Kriegstruppen. Ob Freunde oder Feinde konnte den Durlachern fast gleichgültig sein, denn versorgen mußten sie beide.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg erlebten die Stadt und der Hof dann allerdings eine wirtschaftliche und kulturelle Blüte. Das 1586 begründete Gymnasium erlangte einen weit über die Markgrafschaft hinausreichenden Ruf, das Schloß wurde in der Regierungszeit

des Markgrafen Friedrich VI. (1659—1677) erweitert, stattlich ausgeschmückt und beherbergte einen glänzenden Hofstaat.⁸⁾ Auch den Durlachern ging es so gut, daß sie bereit waren, Juden, d. h. Fremde in ihren Reihen aufzunehmen.⁹⁾

Aus den Jahrzehnten nach dem Dreißigjährigen Krieg stammen auch die Pläne und Zeichnungen, die Aufschluß geben über Aussehen und Lage des Schlosses. (Abb. 1) Allerdings wußte man jahrhundertlang nicht, wie die ehemalige, von Karl II., erbaute Karlsburg ausgesehen hatte. Erst 1914 wurden zwei Zeichnungen des Baumeisters, Malers und Ingenieurs Johann Jakob Arhardt ge-

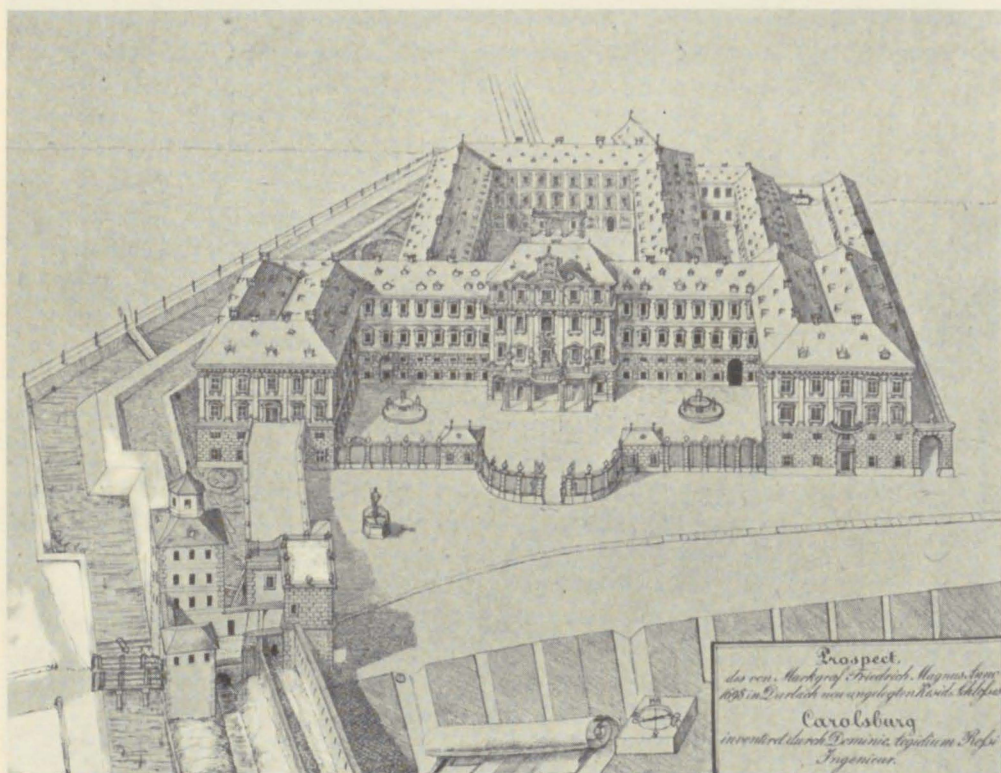


Abb. 4: Entwurf der neuen Karlsburg, gezeichnet um 1700 von Domenico Egidio Rossi. Gebaut wurde von diesem ganzen Gebäudekomplex nur der westliche Flügel. Zu erkennen sind auf dieser Zeichnung aber die Befestigungsanlagen, die das Schloß umgaben.

(Stadtarchiv)

funden, der bis 1659 am markgräflichen Hof wirkte. Der Kunstgeschichtler Hans Rott entzifferte diese Zeichnungen als Darstellungen des Innenhofes der ehemaligen Karlsburg.¹⁰⁾ Daß es bis zu diesem Zeitpunkt keine Vorstellungen über das Äußere des Schlosses gab, lag daran, daß es bis auf den Prinzessenbau mitsamt der ganzen Stadt am 15./16. August 1689 während der Orleanschen Erbfolgekriege durch die französischen Truppen abgebrannt wurde.

Nach dieser vollkommenen Zerstörung der Residenz standen noch einige Häuser, wenige Reste des Schlosses, Kellergewölbe und manche Mauern. Der damalige Markgraf Friedrich Magnus war schon Ende 1688 mit seinem Hofstaat und seinen beweglichen Besitztümern an seinen Basler Hof gezogen und blieb dort, bis auch dieser Hof 1698 bei einer Friedenfeier durch ein Feuerwerk Feuer fing und niederbrannte.

Die Durlacher Bürger, die von dem Brand aus der Stadt vertrieben worden waren, forderte der Markgraf allerdings schon 14 Tage nach der Zerstörung auf, wieder zurückzukehren. Diejenigen, die kamen, hausten in Kellern, Holz-, Stroh- und Lehmbarracken. Sie lebten zwischen den Trümmern ihrer ehemaligen Häuser. Auf den Wiederaufbau ihrer Stadt und des Schlosses mußten sie noch jahrelang warten. Zwar wurde im Frühjahr 1690 für den Schloß und Speicherbau wieder gefront und begannen auch einige Bürger zu bauen, doch ein wirklicher Stadtaufbau ließ noch lange auf sich warten.¹¹⁾

Das kam zum einen daher, daß der Krieg fort dauerte und die Durlacher weitere Plünderungen hinnehmen mußten. Zum anderen aber lag es an den Bauplänen des Markgrafen, der nun die Möglichkeit sah, seine Stadt mit ehemals mittelalterlichem Aussehen nach einem Modell aufbauen zu lassen, das dem zeitgenössischen barocken Geschmack entsprach. Die Planungen des Modells und der Entwurf einer Bauordnung allerdings zogen sich hin. Manches scheiterte am Einspruch der Durlacher. So ließ sich die vom Markgra-

fen und seinem Baumeister gewünschte Straßenbegradigung nicht gegen die Durlacher Grundstücks- und Eigentumsverhältnisse durchsetzen. Diesem Widerstand der Durlacher ist es übrigens zu verdanken, daß die Innenstadt bis heute eine mittelalterliche Straßenführung aufweist. Aber auch die an den Stadtentwürfen beteiligten Baumeister hatten unterschiedliche Vorstellungen. Mit einem Wort: die Durlacher durften bis 1698 nicht bauen.

Das allerdings ließ sich nicht so leicht durchsetzen. Der mit den Planungen beauftragte Thomas Lefebvre beklagte sich immer wieder bitter über die Durlacher und ihre Widerspenstigkeit. Am 2. November 1697 erließ der Markgraf ein erneutes und verschärftes Bauverbot. Er habe mit Mißfallen vernommen, „daß die jetzmaligen Inwohner in der Stadt Durlach mit dem unregulirten Bauwesen sogar noch immerhin continuiren, daß auch von theils derselben um die Gegend des Schloßplatzes ganz unansehnlich liederliche Hütten aufzurichten unterfangen werde. Nun wissen wir, daß die Leute nach all den Kriegspressionen unvermögend sind zur Erbauung großer Paläste, gleichwohl können wir nicht gestatten, daß zur deformität unserer Residenzstadt mit dergleichen irregulirtem Bauwesen fortgefahen werden.“¹²⁾ Auf dieses Verbot reagierten die Durlacher mit Beschwerden. Sie beschwerten sich über die Anwesenheit von Juden, über den Zuzug von Fremden und über die Frohnden.

Auch der Wiederaufbau des Schlosses ging nur langsam voran. Die Entwürfe des Neubaus — gefertigt von dem Italiener Egidio Domenico Rossi — waren gewaltig, doch die Mittel knapp und die Bereitschaft zu Fronen bei den Durlachern nur eingeschränkt. (Abb. 4) Aus dem ganzen grandiosen Bauvorhaben wurde so nur ein hastiges Drauflosbauen, beschleunigt noch durch den Verlust des Basler Hofes 1698. Als im März 1699 der markgräfliche Hof zurückkehrte, stand nur ein Bruchteil des geplanten Neubaus, die Ruinenreste waren noch lange nicht abgerissen —

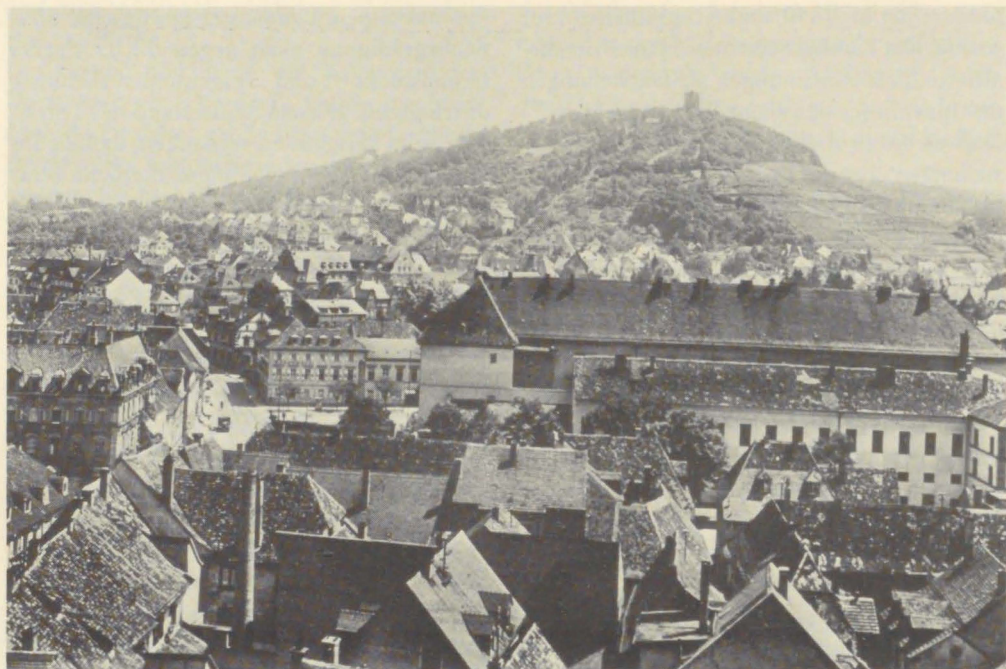


Abb. 5: Ansicht von Durlach mit Blick auf den Turmberg. Dies ist eine der seltenen Aufnahmen, die den abgerissenen Seitenflügel des Schlosses zeigen. Die Aufnahme stammt wahrscheinlich aus den 1920er Jahren.

(Pfinzgaumuseum)

sie werden noch bis in das 19. Jahrhundert hinein stehen.

Dem zurückgekehrten Markgrafen trat eine selbstbewußte Bürgerschaft gegenüber, die den Neuerungsplänen ihres Landesherren abwartend bis ablehnend entgegenstand.

Hinter diesen Konflikten verbarg sich mehr als eine Reaktion auf die Kriegsnöte. Die Auseinandersetzungen deuteten voraus auf eines der Momente, die den späteren Markgrafen in den Hardtwald treiben wird.

Der markgräfliche Wunsch nämlich, eine nach einem barocken Modell geplante Stadt zu bauen, war Ausdruck eines neuen fürstlichen Selbstverständnisses. Die Markgrafen verstanden sich nun als absolutistische Landesherren und suchten, entsprechend den

zeitgenössischen Lehren des Merkantilismus, durch staatliche Politik Gewerbe und Handel zu beleben. Dabei gerieten sie in Konflikte mit dem angestammten Durlacher Stadtbürgertum, das mit Mißtrauen verfolgte, wie durch landesherrliche Privilegien Fremde in ihre Stadt gelockt werden sollten. Schon 1672 gewährte der Markgraf all denjenigen, die sich in der Vorstadt, seit 1686 auch in der Kernstadt, niederließen und ein modellmäßiges Haus bauten, die Religionsfreiheit und die 20jährige Freiheit von Schatzung.¹³⁾ Dies traf das alte Recht der Bürgerannahme.

Auch die Einrichtung von Manufakturen und die Vergabe von Handelsmonopolen durch den Markgrafen vertrug sich nur schlecht mit dem zunftisch organisierten Gewerbe des Stadtbürgertums.¹⁴⁾

Hier sahen sich die Vertreter einer ständisch aufgebauten Gesellschaft mit alten Rechten, das Stadtbürgertum, dem landesherrlichen Bemühen gegenüber, einen hierarchisch, zentral zum Herrscher hin organisierten Staatsaufbau zu konstituieren. Nach dem Regierungsantritt von Markgraf Karl Wilhelm im Jahre 1709, der mehr noch als sein Vater die Züge eines barock-absolutistischen Fürsten trug, spitzten sich die Konflikte zu. Nur zwei Beispiele: Bis 1710 hatten die Bürger die Tore der Stadt selbst bewacht. Dies waren zwar Dienste, aber sie waren auch Ausdruck eines stadtbürgerlichen Selbstbewußtseins. 1710 nun richtete Karl Wilhelm auf seine Kosten eine Garde ein, um die Tore des Schlosses zu bewachen, d. h. er ließ sein Schloß von einer eigenen, nur von ihm abhängigen Truppe bewachen. Von den Bürgern, die von diesen Wachdiensten nun befreit waren, forderte er monatlich 10 kr. Zwei Jahre später, 1712, beschwerten sich die Durlacher darüber, daß sie nicht nur 6 fl. Wachgeld zahlen und dennoch die Wache stellen mußten, sondern darüberhinaus auch noch die fürstliche Garde mit Weib und Kindern in ihren Häusern im Quartier hatten. Als der Markgraf Durlach verließ, wurde 1715 wieder eine Stadtkompagnie von Durlachern mit ererbtem Bürgerrecht aufgestellt.¹⁵⁾

1711 protestierten die Durlacher gegen einen ihnen nicht genehmen, vom Markgrafen angestellten Diakonus. Immer wieder klagten sie über die Heranziehung von Fremden durch Privilegien. Auch die Jagdleidenschaft des Markgrafen störte die Durlacher, von seiner „etwas leichtfertigen Sittenrichtung“¹⁶⁾ gar nicht zu reden. Mit einem Wort: ein absolutistischer Fürst paßte nicht zum Bürgerstolz der Durlacher.

Am 15. Juni 1715 feierte man die Grundsteinlegung für das neue Residenzschloß im Hardtwald. Darüber nun waren die Durlacher auch nicht so erfreut, fast schon ein wenig beleidigt. Denn der Umzug des Hofes, der Wegzug der Regierungskollegien und der Verlust des Gymnasiums führten dazu, daß

Durlach wieder zu einer Provinzialstadt herabsank mit einem Schloßtorso und mit Ruinen. In der nun folgenden Zeit versorgte Durlach die neue Residenz mit den Erzeugnissen seines Bodens, es blieb Aufenthaltsort einzelner fürstlicher Personen und wurde für die nun folgenden 150 Jahre zu einer Ackerbürgerstadt.

Allerdings schon 1810 erfuhren Durlach und das Schloß eine Aufwertung. Bedingt durch die Napoleonsche Außenpolitik war das Großherzogtum Baden entstanden. Unterschiedlichste Territorien wurden zu einem Staatsgebilde zusammengefaßt. Das verlangte eine moderne Verwaltungsstruktur, die auch Durlach zeitweise eine neue Bedeutung verlieh. Die Durlacher hatten immer wieder darum gebeten, von der neuen Residenz nicht so stiefmütterlich behandelt zu werden. 1810 nun wurde ihren Wünschen willfahrt. Von den 10 neuen Kreisen des Großherzogtums erhielt einer, der Pfinz- und Enzkreis, seinen Sitz in Durlach. Die Einwohnerschaft Durlachs lebte damals in bescheidenen Verhältnissen, oder, wie das Oberamt es 1808 ausdrückte, in „ohnehin zweydeutige[m] Wohlstand“.¹⁷⁾

Wie sehr die Durlacher darauf hofften, das neue Direktorium in ihren Mauern aufnehmen zu können, wird an ihren Angeboten deutlich. Sie erklärten sich nicht nur bereit, ihr Rathaus der neuen Verwaltungsstelle zur Verfügung zu stellen. Darüber hinaus boten sie dem damaligen Schloßbewohner Markgraf Friedrich, dem zweiten Sohn des Großherzogs, 8000 Gulden für den Fall, daß er sich entschließen könne, die Karlsburg zu verlassen, um dem neuen Direktorium Platz zu machen. Der Markgraf konnte sich entschließen, und ließ den Stadtvätern eröffnen, daß er „dieses Anerbieten mit gnädigstem Wohlgefallen anzunehmen geruht“ habe.¹⁸⁾ Dem neuen Kreisdirektorium standen nun 20 Zimmer in der Karlsburg zur Verfügung. Die markgräfliche Wohnung wurde zur Wohnung des Kreisdirektors, die markgräflichen

Besuchszimmer waren nun die neuen Büros und die Registratur.¹⁹⁾

Aber die neuen Bewohner waren gar nicht glücklich über ihr Domizil in der Karlsburg, das sie zudem mit den Offizieren des in Durlach stationierten Linieninfanterie-Regiments teilen mußten. In einem Schreiben des ersten Durlacher Kreisdirektors Freiherr von Wechmar vom Januar 1813 hieß es über seine neuen Wohnräume:

„Diese Wohnung ist nicht allein sehr groß und geräumig, sondern sie erscheint auch auf den ersten Blick als sehr schön; allein sie ist leider viel zu schloßmäßig; folglich blos für fürstliche Personen erbaut und genießbar, hingegen für eine PrivatHaushaltung durchaus nicht passend und kann auch nicht ohne einen außerordentlichen KostenAufwand hiezu eingerichtet und brauchbar gemacht werden.

Im Sommer könnte man allenfalls noch, wenn gleich mit vieler Unbequemlichkeit, die hohen Säle und Stuben benutzen, allein auch diesen Umstand abgerechnet, daß solche auf keinerley Weise zu dem haußlichen Verhältniß eines Privatmannes paßen, so sind in dieser warmen Jahreszeit so vielerley Gattungen von Ungeziefer, als Mäuse und Ratten, Wanzen, Feldwanzen, Fliegen, Schaben und Motten vorhanden, daß man sich vor solchen nicht zu retten weiß [...]

Des Nachts wimmelt es von Eulen und Fledermäusen. Am übelsten ist man im Winter daran. Man braucht einen fürstlichen HolzAufwand und dennoch kann man sich keine warme Stube verschaffen, weil die entsezliche Höhe aller Gemächer [...] jede Wärme verschlingt und durchgehends im ganzen Gebäude ein solcher fürchterlicher Luftzug wehet, daß man trotz aller Vorkehrungen, gleichsam wie auf offener Straße campiert.²⁰⁾

Das Innenministerium reagierte endlich auf die nicht abreißen Klage des Kreisdirektors etwas ungehalten. Es schrieb im März 1813, daß „die Not so dringend nicht seyn könne, da des Herrn Marggrafs Friedrichs

Hoheit mehrere Zeit den nehmlichen Theil des Schlosses bewohnt habe.“²¹⁾

Aber was dem Leben eines Markgrafen entspricht, war einem Beamten zu schloßmäßig. Kreisdirektor von Wechmar behagte auch die Stadt Durlach nicht. Sie war ihm zu bäuerlich — er klagte über die Metzger und Bäcker, die ihre Waren auf in die Straßen ragenden Vorstößen anboten, und über die Färber, die ihre Tücher aus dem Speicher auf die Straßen hängten. Er klagte über die Enge der Gassen und über den Gestank.²²⁾ Alles zog ihn zurück in die Residenz, die seinen Vorstellungen eines standesgemäßen Lebens eher entsprach.

Eine neue Möglichkeit, die Karlsburg verlassen zu können, sah er, als die Stadt Durlach darauf drängte, eine Kaserne für ihre Garnison bauen zu dürfen. Von Wechmar schrieb, daß die Stadt gar nicht genug Geld aufbringen könne für einen Kasernenneubau und dieses sei auch gar nicht notwendig, „indem das ganz dazu geeignete SchloßGebäude mit geringen Kosten zu einer räumigen Caserne eingerichtet werden kann“. Weiter meinte er: „Es würde auch einem geschlossenen ÜbungsPlaz in der Nähe des Schlosses nicht fehlen, da der ziemlich ertraglose Schloßgarten, durch Rasirung der meist überständigen Bäume und Hecken leicht dazu aplirt werden kann, und in diesem Fall sogar einen Theil des zu dem etwa nöthigen Bauwesen erforderlichen Bauholzes abwirft.“²³⁾ Doch von Wechmar konnte sich nicht durchsetzen; der Großherzog wollte zu diesem Zeitpunkt das Schloß noch nicht als Kaserne freigeben.

Für die Durlacher Bevölkerung brachte die Anwesenheit der neuen Schloßbewohner soziale Veränderungen, die auch im Alltag spürbar wurden. Mit dem Direktorium kamen viele katholische Beamte in die protestantische Stadt. Man brauchte einen Kirchenraum. So beschloß die großherzogliche Regierung 1809, die ehemalige, seit 1776 nicht mehr benutzte Schloßkirche, den heutigen Festsaal, zur Verfügung zu stellen. Dies

sollte ein Provisorium sein, das allerdings neunzig Jahre andauerte.²⁴⁾

Doch nicht nur die konfessionelle Zusammensetzung der Bevölkerung änderte sich — mit dem Kreisdirektorium zog auch eine neue Oberschicht von gebildetem Beamtentum in die bäuerliche Kleinstadt. Freiherr von Wechmar kann als Protagonist dieser nach Durlach kommenden Gesellschaftsgruppe gelten. Deutliches Zeichen einer Veränderung der Durlacher Sozialstruktur war die Gründung eines höheren Töchterinstituts im Jahr 1825. Diese Schule für „höhere Mädchen“ war auf Privatinitiative hin entstanden und bot den beim Kreisdirektorium und beim Durlacher Oberamt beschäftigten Vätern die Möglichkeit, ihren Töchter standesgemäß eine weibliche Bildung zukommen zu lassen — Französisch, weibliche Arbeiten, Religion, ein wenig Natur- und Weltkunde und Gesang. Die Stadt förderte dieses Institut durch Zahlung der Miete und des Heizmaterials für die Räume. Nur wenige Durlacher allerdings waren geneigt, ihre eigenen Töchter dort unterrichten zu lassen. Es war eben ein Zugeständnis an die neue Oberschicht. Als dann 1832 das Kreisdirektorium von Durlach nach Rastatt verlegt wurde, reagierten die Stadtväter schnell. Sie strichen den Zuschuß für die Töchterschule, die damit schließen mußte — sehr zum Verdruß der Beamten des Oberamtes, die alles versuchten, die Stadt zu weiteren Zahlungen zu zwingen. Doch ohne Erfolg, die Durlacher schmolten über den Verlust des Kreisdirektoriums und ihre Widerspenstigkeit ließ sich nicht erweichen. Die Töchterschule wurde nun in engstem Rahmen privat weitergeführt, und erst 1836 übernahm die Stadt diese Institution als städtische Schule.²⁵⁾ Sie hat übrigens als Mädchenbürgerschule bis weit in das 20. Jahrhundert hinein existiert.

Im Jahr 1836 waren die Durlacher wieder versöhnt, denn sie hatten eine neue Garnison erhalten in einer großen prächtigen Kaserne. Das Militär war nun nicht mehr in dem unbedeutenden Gebäude in der Spitalstraße unter-

gebracht oder in Privathäusern einquartiert, sondern in dem zur Kaserne umgebauten Schloß, das hinfort Schloßkaserne hieß. Am 1. Oktober 1833 war das 2. Bataillon im 2. Infanterie-Regiment in Durlach einmarschiert und von der Stadt mit einem halben Pfund Fleisch und einer Portion Reis für jeden Mann begrüßt worden. Die Offiziere wurden in dem Gasthaus „Karlsburg“ zu einem Umtrunk geladen.²⁶⁾ In den nun folgenden Jahrzehnten wechselten die in Durlach stationierten Einheiten — bis 1894 immer Infanterie, ab dann bis 1918 ein Train-Bataillon. 1842 bis 1861 allerdings hatte Durlach keine Garnison.²⁷⁾ Bis zum Bau der Markgrafenkaserne an der Peripherie der Stadt im Jahr 1913 blieb das Schloß nun Kaserne. Eine militärische Einheit lag mitten in der Stadt. Dies führte zu spezifischen Konflikten zwischen der Stadtverwaltung und dem Militär. Im Februar 1835 beschwerte sich der Garnisonskommandant beim Bürgermeisteramt:

„Als es gestern in Jöhlingen brannte, hat ein Polizeidiener dahier, wahrscheinlich in übertriebenem Diensteifer, die Trommel umgehängt und FeuerAlarm geschlagen. Ich muß den löblichen GemeindeRath ersuchen, die Maßregel zu treffen, daß dieses für die Zukunft unterbleibe, indem es gegen alle militärische Ordnung ist, daß Bürger, in einer Stadt, wo LinienTruppen liegen, die Trommel rühren, ohne bevor die Anzeige an den GarnisonsKommandanten gemacht zu haben, indem dadurch unnöthiger Weise die Mannschaft sowohl, die im Dienst, als die in der Kaserne sich befindet, alarmirt wird.“²⁸⁾ Offensichtlich dachte man in der Kaserne, die Franzosen stünden vor der Tür. Gegen diese Beschwerde verwahrte sich die Stadtverwaltung allerdings nachhaltig.

Ebenfalls 1835 beklagte sich der Kommandant, daß die Durlacher Fuhrleute und Bauern sich nicht aufhalten ließen, vor der Kaserne mit ihren Wagen zu fahren, und damit das Exerzieren verhinderten, da die Mannschaften durch den Lärm die Befehle nicht verstehen könnten. Im Jahr 1836 schreibt der Kom-

mandant an das Bürgermeisteramt, dem hiesigen Kuhhirten „gefälligst aufgeben zu wollen, daß derselbe mit seiner Herde entweder vor oder nach 7 Uhr ausfahre, indem jedesmal um diese Zeit das Bataillon zum Exerzieren ausrückt, und dadurch in seinem Marsch gehindert wird.“²⁹

In den beiden letzten Fällen fügte sich die Stadtverwaltung dem Wunsch der Garnison. Die militärische Tagesordnung des Kasernenlebens setzte sich gegen die Zeitrythmen eines kleinstädtisch-bäuerlichen Gemeinwesens durch.

Nicht so in einem sich seit 1905 jahrelang hinziehenden Konflikt über die Möglichkeit für Durlacher Zivilpersonen, den Schloßplatz ungehindert zu überqueren. 1905 sperrte die Garnisonsverwaltung den bisher öffentlichen Durchgang zwischen heutiger Marstallstraße und Karlsburgstraße — die Prinzessenstraße gab es noch nicht — durch einen Querbaum und ein Drehkreuz. Nun pochten die Durlacher auf ihre angestammten Rechte, schon immer habe man diesen Weg nehmen dürfen. Beim Oberamt fand der Bürgermeister Dr. Reichardt damit keine Unterstützung. Das ist nicht verwunderlich, denn das Oberamt und das Bürgermeisteramt hatten immer wieder Kompetenzschwierigkeiten. In diesem Konflikt allerdings schaltete sich auch das Durlacher Amtsgericht ein. Dieses lag in der heutigen Karlsburgstraße, das Amtsgefängnis, das heute noch steht, aber in der Marstallstraße. Im Mai 1906 schrieb nun das Amtsgefängnis, man empfinde das Drehkreuz „als eine sehr unangenehme Belästigung und Erschwerung für den Verkehr zwischen dem Amtsgericht und dem Amtsgefängnis, insbesondere auch für den Gefangenentransport [...] und dass deshalb die Beseitigung dieser Sperre von uns dringend gewünscht wird.“³⁰) Dieses Argument — letztlich handelte es sich um die Frage, wie kommt ein dicker Gefangener durch das Drehkreuz — überzeugte die Garnisonsverwaltung. Von Gefangenen verstanden sie etwas, im Mai 1907 fiel das Drehkreuz.

Alles in allem jedoch war das Zusammenleben von Durlachern und Militärangehörigen harmonisch, und glaubt man den Bezirksamtsberichten und Zeitzeuginnen-Aussagen, freute sich besonders der weibliche Teil der Bevölkerung, daß Soldaten in der Stadt waren.

In den Jahrzehnten, in denen die Karlsburg eine Garnison beherbergte, erlebte Durlach eine tiefgreifende Wandlung seiner wirtschaftlichen und sozialen Struktur. Noch 1869 schrieb Fecht: „Die Einwohner beschäftigen sich vorzugsweise mit Acker-, Garten- und Rebbau und Gewerben.“³¹ Zwanzig Jahre später schon hatte sich dies geändert. Seit den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts siedelten sich zunehmend industrielle Betriebe in dem ehemals kleinen Landstädtchen an. Prägend für Durlach war die eisenverarbeitende Industrie — Gritzner und Badische Maschinenfabrik —, doch auch die Lederindustrie spielte eine wichtige Rolle, hier besonders Herrmann & Etlinger. Der Einzug der Industrie zeigte sich auch an der steigenden Bevölkerungszahl, die sich allein von 1895 bis 1900 um fast 4000 auf 13 122 erhöhte und bei Kriegsende 1919 die Zahl 14 762 erreicht hatte.³²) Mit der Industrialisierung überwand Durlach den Status einer verschlafenen Provinzstadt, es entwickelte sich von einer Bürger- zu einer Einwohner- und Arbeiterstadt. Durlach litt nun dauernd unter Wohnungsnot und war den Schwankungen der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung unterworfen. Dies alles brachte soziale, wirtschaftliche und politische Veränderungen mit sich, die besonders in der Zeit der Weimarer Republik spürbar wurden und sich in die Geschichte der Karlsburg einschrieben.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Gegend am Rhein entmilitarisiert; auch die Kaserne Durlachs war davon betroffen. Die Schloßräume standen leer, ebenso die der neuen Markgrafenkaserne. In den nun folgenden fünfzehn Jahren der Weimarer Republik erlebten die beiden Gebäude so etwas wie

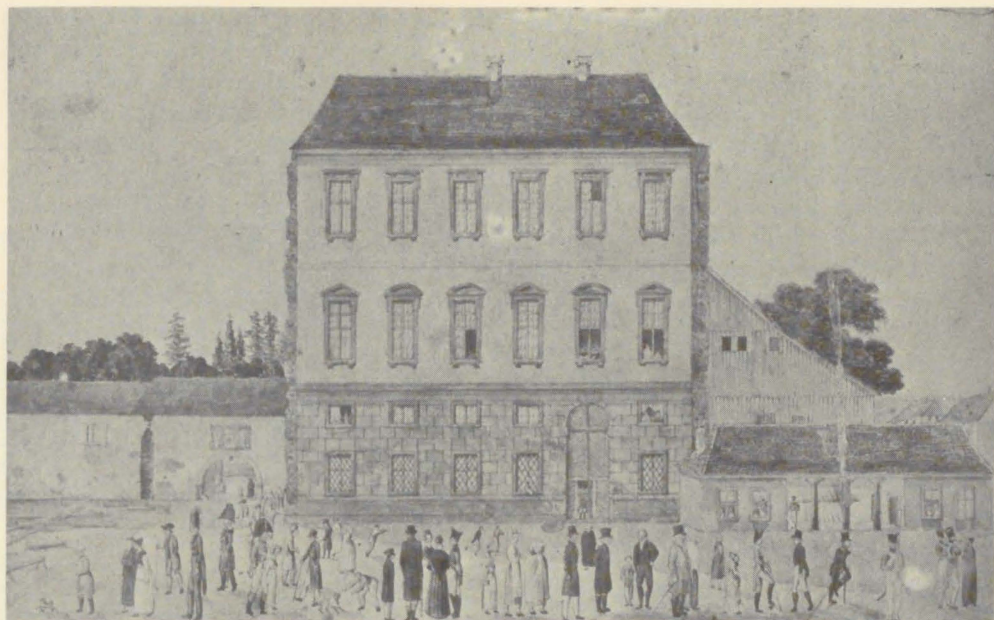


Abb. 5: Ansicht, die von 1834 stammen soll. Die Schloßruinen, wie sie hier dargestellt werden, lassen erahnen, wie die Restgemäuer genutzt wurden. Auf die stehengebliebenen Mauern setzte man Dächer und gewann so Scheuern, Werkstätten oder auch Wohnungen. (Stadtarchiv)

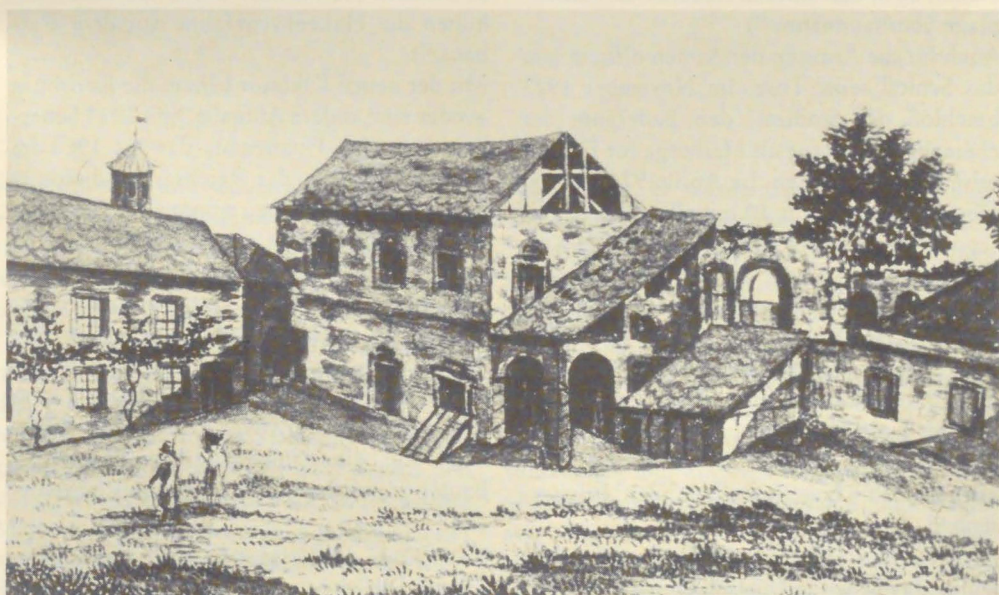


Abb. 6: Zeichnung von 1834, die das Schloß als Garnisonsstätte zeigt. Wahrscheinlich wird hier ein sonntägliches Szenarium festgehalten. (Pfinzgaumuseum)

eine Demokratisierung. Sie wurden — in städtischer Selbstverwaltung — der öffentlichen Nutzung übergeben. Die Karlsburg entwickelte sich dabei zum Spiegelbild der sozialen Lage der Stadt. Im März 1921 nämlich entschloß sich der Stadtrat, das Schloß bzw. die ehemalige Schloßkaserne vom Staat zu mieten und für kommunale Zwecke umzugestalten. 1922 wurde die sogenannte Karlschule im Schloß eingerichtet. Es handelte sich dabei um die Mädchenbürgerschule, ehemals Töchterschule, die bis 1935 in diesen Räumen blieb. 1922 begannen auch umfassende Umbauarbeiten im Schloß. Es wurden Räume für Behörden wie Polizei, Vermessungsamt, Wohnungsamt und Meldeamt hergerichtet. Zudem sollte der allgemeinen Wohnungsnot begegnet werden, indem in einem Flügel des Schlosses im Jahr 1923 sechs Wohnungen eingerichtet wurden. Nun hingen Wäscheleinen und Wäschestücke aus den Schloßfenstern.³³⁾ Die neuen Schloßbewohner brachten Probleme eigener Art mit. 1924 mußte der Stadtrat das Halten von Schweinen und Stallhasen im Schloßgebäude und Schloßhof verbieten, da in den unteren Räumen die Rattenplage überhandnahm.³⁴⁾

Auch für die Ärmsten der Armen öffnete nun das Schloß seine Tore. Im November 1923 beschloß der Stadtrat, den Baderaum der ehemaligen Kaserne als Herberge für Durchreisende einzurichten. Im April 1924 war ein Obdachlosenasyll für 10 mittellose Durchreisende fertiggestellt.³⁵⁾ Daneben hielt die Kultur wieder Einzug in die Schloßräume. Ab 1922 gab es hier, wie auch heute, eine Volksbücherei. Im Oktober 1929 wurde ein städtischer Vortragssaal im Schloß eröffnet, in dem in den folgenden Jahren allgemeinbildende Vorträge und Dichterlesungen gehalten wurden. 1924 zog das von Friedrich Eberle gegründete Pfinzgaumuseum in den Prinzenbau.

In den letzten Jahren der Weimarer Republik wurde das Leben in Durlach immer schwerer. Ab 1927 hatte Durlach die höchste Arbeitslosenrate aller badischen Städte. Seit 1929 stieg

die Zahl der Arbeitslosen stetig, bis sie 1933 die Zahl von 3800 bei fast 18 000 Einwohnern erreicht hatte.³⁶⁾ Diese Not prägte die Atmosphäre und das Straßenbild der Stadt. Im ehemaligen Spital — das ist das erste Garnisonsgebäude — wurde eine Wohlfahrtsküche auf städtische Kosten eingerichtet³⁷⁾, der Frauenverein gab warmes Essen in der Gastwirtschaft „Karlsburg“ aus, und manche fanden bei den städtischen Notstandsarbeiten wie der Pfinzverlegung Beschäftigung. Jeden Tag sammelten sich die Arbeitslosen, die beim Arbeitsamt im Schloß stempeln gingen, vor der Karlsburg auf dem Schloßplatz. Die Durlacher Arbeiterschaft war „rot“, sie wählte SPD und KPD und der Gang über den Schloßplatz wurde vor 1933 für bekannte Stahlhelmer, Schlageterbundmitglieder und Nazis oft zum Spießrutenlauf. Die Durlacher Arbeiterschaft hatte in Sport- und Musikvereinen ein breit gefächertes kulturelles Leben entwickelt, das oft das Geschehen im Schloßpark bestimmte³⁸⁾ — und das 1933 von den Nationalsozialisten zerstört und vernichtet wurde. Am 6. März 1933 marschierten nachmittags auch in Durlach SA-Männer durch die Stadt und hißten die Hakenkreuzfahne auf dem Rathaus.³⁹⁾

Mit der neuen Diktatur bekam die Karlsburg wieder eine andere Aufgabe. Seit 1934 beherbergte es das Finanzamt, das bis 1960 im Schloß blieb. Als der Reichsarbeitsdienst in die Schloßräume zog, wurden die Wäschestücke durch Fahnen ersetzt. Die Remilitarisierung des Rheingebietes 1936 brachte wieder Militär nach Durlach, das erneut in der Karlsburg unterkam. Verschiedene Gruppen der Hitler-Jugend hatten im Schloß ihre Versammlungsräume und der Schloßplatz war Aufmarschplatz für viele Umzüge. Die Karlsburg und die damit zusammenhängenden Bauten waren wieder entdemokratisiert worden.

Nach Ende des Krieges und der Nazi-Herrschaft beherbergte die Karlsburg erneut Wohnungslose, diesmal Ausgebombte und Vertriebene. In den großen Räumen wurden



Abb. 7: Aufnahme aus dem Winter 1928/29 des Platzes vor dem Schloß an der heutigen Pfinztalstraße. Zu erkennen sind Männer, die wahrscheinlich als Arbeitslose im Schloß „stempeln“ gingen. (Pfinzgaumuseum)

wieder Schüler und Schülerinnen unterrichtet — sie wurden „Schloßkinder“ genannt. Manche Durlacher erinnern sich heute noch ein wenig mit Schrecken an die ersten Schuljahre in dem inzwischen finsternen und baufälligen Gebäude. Im Dezember 1960 brannte es dann in den Schulräumen, und nun stellte man fest, daß die Zustände unhaltbar geworden waren.⁴⁰⁾ 1964 kaufte die Stadt Karlsruhe das ehemalige Schloß und ließ bald darauf den zweigeschossigen Teil des Gebäudes an der Marstallstraße abreißen, um auf dem neu gewonnenen Gebäude die Schloßschule zu errichten. Dieser Schritt wird heute allgemein bedauert. Der noch stehende Flügel der Karlsburg erfuhr dann auch eine ganz andere

Behandlung, er wurde seit 1973 aufwendig und behutsam rekonstruiert, restauriert und renoviert. Dieser so unterschiedliche Umgang mit den beiden Teilen des Schloßgebäudes zeugt von einem neuen Interesse an geschichtlicher Vergangenheit und ist Ausdruck der Erkenntnis, daß die billigste Lösung nicht immer die beste ist.

Heute ist die Karlsburg ein städtisches Kulturzentrum und zugleich Erinnerung an die Geschichte einer eigenständigen Stadt, die seit 1565 den Weg von Residenz, bescheidener Provinzgemeinde und industriellem Ballungszentrum zum Stadtteil ging. In das Gebäude der Karlsburg hat sich jede dieser Stationen eingeschrieben.

Anmerkungen

- 1) Vergl.: Die Kunstdenkmäler Baden, Bd. IX, Karlsruhe 1937, S. 70
- 2) Diese Geschichte findet sich noch 1824 in der Darstellung von Sigmund Friedrich Gehres: Kleine Chronik von Durlach. Erster Teil, Karlsruhe, 1824, S. 91
- 3) Vergl. hierzu und zum Vorhergehenden: Karl Gustav Fecht: Geschichte der Stadt Durlach, Heidelberg 1869, S. 96 f.
- 4) Zit. nach: Karl Gustav Fecht, a. a. O., S. 465
- 5) Vergl. ebenda, S. 469 ff.
- 6) Vergl. ebenda, S. 122
- 7) Zit. nach: Karl Gustav Fecht, a. a. O., S. 130
- 8) Vergl. Hans Rott: Kunst und Künstler am Baden-Durlacher Hof bis zur Gründung Karlsruhes, Karlsruhe 1917, S. 107 ff.
- 9) Vergl. Ernst Schneider: Durlacher Volksleben 1500—1800. Volkskundliches aus archivalischen Quellen. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der ehemaligen Stadt Durlach. (= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs, Bd. 5), Karlsruhe 1980, S. 97
- 10) Vergl. Hans Rott, a. a. O., S. 27 ff.
- 11) Vergl. Fecht, a. a. O., S. 162 f.
- 12) Zit. nach: Hans Detlev Rösiger: Durlach und Rastatt. Ein Beitrag zur Geschichte des Städtebaus in Deutschland, Karlsruhe 1924 (fotomechanischer Nachdruck 1984), S. 27. Bei Rösiger haben die Auseinandersetzungen über den Wiederaufbau der Stadt eine ausführliche Darstellung gefunden.
- 13) Vergl. Stadtarchiv Karlsruhe (StadtAK) 5-/Durlach B 409. Vergl. auch Karl Gustav Fecht, a. a. O., S. 180 und Detlev Rösiger, a. a. O., S. 16.
- 14) Als ein Beispiel für die markgräfliche Wirtschaftspolitik sei hier der Vertrag erwähnt, den Lämmlein Löw im April 1711 mit der fürstlichen Rentkammer schloß über die Errichtung einer Leindwandbleiche und Tabakfabrik. Vergl. Badisches Generallandesarchiv (GLA) 136/543. S. hierzu auch: Susanne Asche: Geschichte der Juden in Durlach bis 1715; in: Juden in Karlsruhe. Beiträge zu ihrer Geschichte bis zur nationalsozialistischen Machtergreifung (= Veröffentlichung des Stadtarchivs, Bd. 8), S. 27 ff.
- 15) Vergl. Karl Gustav Fecht, a. a. O., S. 107 f.
- 16) Ebenda, S. 180
- 17) GLA 136/1266
- 18) Vergl. GLA 136/798
- 19) Vergl. ebenda
- 20) GLA 76/8381
- 21) Ebenda
- 22) Vergl. GLA 136/1266
- 23) GLA 136/144
- 24) Vergl. Engelbert Strobel: Aus der Geschichte der katholischen Kirchengemeinde Durlach bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts; in: „Soweit der Turmberg grüßt.“ Beiträge zur Kulturgeschichte, Heimatgeschichte und Volkskunde (Beilage zum Durlacher Tagblatt), Nr. 9 vom 14. Oktober 1950
- 25) Zur Entstehung der Töchterschule und den Auseinandersetzungen darüber vergl. StadtAK 5 / Durlach 2539
- 26) Vergl. StadtAK 5 / Durlach 2001
- 27) Vergl. ebenda
- 28) Ebenda
- 29) Ebenda
- 30) StadtAK 5 / Durlach 2817
- 31) Karl Gustav Fecht, a. a. O., S. 3
- 32) Vergl. Otto Blum: Die Stadtverwaltung Durlach in den letzten hundert Jahren; in: „Durlacher Tagblatt“ vom 1. Juni 1929. Jubiläumsausgabe Hundert Jahre Durlacher Wochenblatt
- 33) Vergl. StadtAK / 5 Durlach B 655 (Protokolle über die Stadtratssitzungen Durlach vom 5. Januar 1921 bis 28. März 1923)
- 34) Vergl. StadtAK / 5 Durlach B 656 (Protokolle über die Stadtratssitzungen Durlach vom 11. April 1923 bis 31. März 1926)
- 35) Vergl. ebenda
- 36) Vergl. StadtAK / 5 Durlach 658
- 37) Vergl. StadtAK / 5 Durlach B 656
- 38) Vergl. GLA 357 / 23782 und 23738
- 39) Vergl. StadtAK / 5 Durlach 3176
- 40) Vergl. „Durlacher Tagblatt“ Nr. 289 vom 14. Dezember 1960

Unter Napoleon in Spanien ✓

Denkwürdigkeiten des Hauptmanns Karl Franz von Holzing (1787–1839)

Ludwig Vögely, Karlsruhe

Vor 150 Jahren verstarb Karl Franz von Holzing. Er war einer jener badischen Soldaten, welche alle Höhen und Tiefen des napoleoni-schen Feldzuges in Spanien erlebten. Das hat er mit vielen anderen Badenern der damaligen Zeit gemein, welche gezwungenermaßen den blutigen Tribut für ihren Landesherrn an den Korsen bezahlten. Holzing aber hat Aufzeichnungen hinterlassen, in denen er seine Kriegererlebnisse in Spanien schildert und die als Buch mit dem Titel „Unter Napoleon in Spanien. Denkwürdigkeiten eines badischen Rheinbundoffiziers“ erschienen sind. Diese Denkwürdigkeiten bilden die Grundlage für die nun folgenden Ausführungen. Holzing beginnt seine Erinnerungen mit folgendem Bericht:

„Es war an einem schneeklaren Wintertag des Jahres 1807 zwischen Weihnachten und Neu-jahr, da lief ich als blutjunger Student von neunzehn Jahren in den Reihen der Freiburger Bürgerwehr vor die Stadt, um das aus dem Feldzug heimkehrende Regiment von Harrant mit Begeisterung empfangen zu helfen. Das durchbrochene Steinwerk des Münsterturms glitzerte mit seinen unzähligen Schneekappen in der sonnigen Morgenfrühe über die alten Dachgiebel, und da die Glocken in vollem Geläute schwangen, waren aller Augen auf dieses schöne Wunder gerichtet. Bald nahte das Regiment unter Anführung des Obersten Freiherr von Neuenstein, dessen ritterliche Erscheinung auf mich einen tiefen Eindruck machte, mit klingendem Spiel auf der Landstraße von Zähringen her. Nach einem kurzen Willkommensgruß schwenkte die in Linie aufgestellte Bürgerwehr ein und folgte dem Regiment, das sich im alten Kapu-

zinerwinkel schließlich in Front aufstellte und das Stadtmilitär in Parade an sich vorbeimar-schieren ließ. Dazu bummerten vom Schloß-berg her die Böller, die Buben warfen ihre Mützen und riefen Vivat. Als die so jubelnd begrüßten Soldaten wegtreten durften, wurden sie von den freundlichen Bürgern um-ringt und in die Quartiere geführt.“¹⁾

So begeistert schildert der junge Holzing den Einzug des Regiments Harrant.²⁾ Dieses kriegerische Erlebnis sollte nun zum Auslöser seines späteren Schicksalsweges schlechthin werden.

Holzing, der 1787 als Sohn eines hochfürstlichen badischen Amtmannes in Ettlingen geboren wurde (leider gibt es kein Bild von ihm), studierte in Freiburg Jura. Er war nicht auf Rosen gebettet und mußte in ziemlich dürftigen Verhältnissen leben. Zu eisernem Fleiß und Pflichterfüllung erzogen, fiel es ihm zwar leicht, auf Vergnügungen zu verzichten, aber das schwärmerische Gemüt des neunzehnjährigen litt Not, „es fand sich über den Pandekten wie in eine Wüste verstoßen.“³⁾ Trotz allem gab er der Juristerei, was ihr gebührte, aber die karge Freizeit gehörte dem Studium der Geisteswissenschaften und der schönen Künste. Aber: „Die gewaltigen Ereignisse des Zeitalters wurden schließlich zum stärksten Lehrmeister. Ich erkannte den Kampf als letzten Sinn des männlichen Lebens, mir gab die Einbildung kein Genüge mehr, und es trieb mich mitten in die Arena des Daseins. So zwang in jenen Tagen der kriegerische Zeitgeist mich zu dem Entschluß, die Juristerei aufzugeben und Soldat zu werden.“⁴⁾

Die Entscheidung war gefallen. Mit Hilfe seines kriegserfahrenen Veters Leopold von Holzing wurde der junge Mann Soldat und geriet so unausweichlich in die Kriegsmaschine Napoleons in Spanien. An dieser Stelle ist ein kurzer historischer Exkurs angebracht. Damit die von Napoleon 1806 verkündete Kontinentalsperre voll wirksam werden konnte, war es notwendig, daß sich auch die neutralen Staaten daran beteiligten. Spanien leistete dabei erbitterten Widerstand. „Unter dem Vorwand, seinen Truppen nach Portugal Verstärkungen zu senden, ließ Napoleon im Dezember 1807 zum erstenmal in kriegerischer Absicht in Spanien einrücken. Sein Schwager Murat, Oberbefehlshaber des französischen Besatzungsheeres, hielt am 23. März 1808 seinen Einzug in Madrid.“⁵⁾ Am 10. Mai 1808 zwang Napoleon König Karl von Spanien und seinen Thronfolger in Bayonne zum Thronverzicht und setzte seinen Bruder Joseph zum König ein.

Der Thronverzicht des rechtmäßigen Königs fand im Volke niemals Anerkennung, im Gegenteil, alle Streitigkeiten untereinander wurden begraben, und man kannte nur noch ein Ziel, die Eindringlinge zu verjagen. Die grausame Vernichtungsstrategie der Franzosen entfachte den wilden spanischen Volkskrieg. Der Bitte um bewaffnete Hilfe entsprach England. Anfang August 1808 landete Wellesley, der spätere Herzog von Wellington, mit seinem Heer in Lissabon und erfocht am 21. August seinen ersten Sieg über die Franzosen. Kurze Zeit danach kapitulierte das französische Besatzungsheer mit 25 000 Mann. Joseph Bonaparte sammelte hinter dem Ebro die Reste seiner Truppen. Dorthin leitete nun Napoleon den Aufmarsch eines großen Heeres, und im Sommer 1808 zogen Hunderttausende den Pyrenäen entgegen.⁶⁾

Aufgrund der Rheinbundakte von 1808 war auch Baden zu einer militärischen Unterstützung Frankreichs verpflichtet. Auf Order vom 15. August 1808 mußte für die Kämpfe in Spanien ein kombiniertes Infanterie-Linienregiment mit 12 Kompanien und einer

Kompanie Artillerie mit 8 Geschützen aufgestellt werden.⁷⁾ Das Regiment wurde aus dem I. Bataillon des 4. und aus dem II. Bataillon des 3. bad. Regiments gebildet. Oberst von Porbeck wurde zum Kommandeur der badischen Truppen ernannt. Holzing, der in Rastatt eingerückt war, schildert den Abschied aus der Garnison sehr anschaulich:

„In der Mitte des August fand auf der Ebene zwischen Rastatt und Sandweier vor dem Landesfürsten und Thronfolger eine Besichtigung statt. Am linken Flügel der beiden Bataillone stand die Batterie. Karl Friedrich stieg schwerfällig, auf den Arm des Obersten gestützt, aus seinem Reisewagen, ihm folgte krank und bleich der Erbgroßherzog Karl. Die Musik rauschte, es war mein erster Paradedag, und die feierliche Stunde brauste durch mein Blut. Der alte Herr ging bekümmert auf seinem Krückstock vor der Linie vorbei, in diesen, trockenen Greisenaugen spürte ich plötzlich den Blick des Schicksals selber. Als er an mir vorüberkam, mag ihn vielleicht mein junges Blut gerührt haben, er legte einen Augenblick seine zitterrige Hand auf meine Schulter. Meine Augen versprachen dem allgeliebten Landesherrn groß und heilig Treue bis in den Tod. Nach einem Vorbeimarsch mit rauschender Musik und fliegenden Fahnen winkte uns der hohe Herr noch einmal gütig aus dem Wagen und fuhr dann langsam der Residenz zu.“⁸⁾

Am 24. August 1808 marschierte das Regiment in Kehl über die Rheinbrücke einer ungewissen Zukunft entgegen. Sein Weg führte über Metz-Troyes-Sens-Orleans nach Bayonne, und schließlich standen ab Ende Oktober beinahe 2000 Badener auf dem spanischen Kriegsschauplatz, nachdem man 1500 Kilometer in fünfzig Tagen bewältigt hatte, eine respektable Leistung. Die Badener wurden in die Deutsche Division eingegliedert, der außerdem die Kontingente der Hessen (Darmstadt), Frankfurter und Nassauer angehörten. Den Oberbefehl hatte der französische General Leval. Der Kaiser selbst übernahm von seinem Hauptquartier in Vitoria

aus die Leitung des nun folgenden Feldzuges. In Eilmärschen zogen die Badener zur Front. Das war nicht leicht, denn schwere Regengüsse machten die Wege so schlüpfrig, daß jede Marschordnung verloren ging. Schließlich gelangte man über Tolosa — Durengo in die Nähe des Dorfes Zonotza, wo das Regiment seine erste große Feuertaufe erhielt. Der junge Leutnant Holzling schreibt (noch) begeistert: „Als sich der Feind zuletzt in toller Flucht wandte, drangen wir gegen vier Uhr nachmittags siegreich in Zornotza ein, und zum erstenmal kostete ich den Jubel der gewonnenen Schlacht.“⁹⁾

In dem mörderischen Kampfe gegen die Spanier und Engländer standen dem Regiment aber die blutigen Höhepunkte noch bevor. Gefährlichen Sicherungsaufgaben kleinerer Abteilungen folgten schwerste Gefechtseinsätze und verlustreiche Schlachten. Die Höhepunkte bildeten die Kämpfe um Merdellin (28. 3.), Talavera (28. 7.), Almonacid (11. 8.) und Ocana (19. 11.). Sie sind die Marksteine des Kriegsjahres 1809.

Nach der Schlacht bei Merdellin fiel den Badenern eine böse Aufgabe zu: „Am 1. April rückten wir mit dem Schanzzeug hinaus auf das Schlachtfeld, um die Leiber von 18 000 Spaniern und 900 Pferden zu beerdigen. Die Oberaufsicht führte der holländische Oberst Steinmetz. Wir hatten uns reichlich mit Tabak versehen, den wir aus unseren Pfeifen in dicken Wolken qualmten, um den ekelhaften Gestank zu ertragen, denn die Leichen waren alle schon stark in Verwesung und Fäulnis übergegangen. Die Gesichter waren schwarz, Ratten liefen in Schwärmen zwischen den Leichen herum, und in der Luft kreisten unendliche Züge von Steinadlern, die sich in schwarzen Klumpen auf das Menscheanaas niederließen. Oft mußten wir sie mit Gewehrschüssen vertreiben, um an einer Stelle arbeiten zu können, dann stoben sie mit großen Schwingen und widerlichem Geschrei um unsere Köpfe, einzelne Leute kamen sogar in Gefahr dabei. Auf dem ebenen Feld wurden große Gruben ausgeworfen, die dann jeweils

mit fünfzig bis hundert Leichen gefüllt wurden. Unsere Männer banden den Leichen, nachdem sie ihnen die Schuhe ausgezogen hatten, einfach Stricke um die Fußgelenke und schleiften sie so ins Massengrab . . .“¹⁰⁾ Ein fürchterliches Bild des Krieges!

In der Schlacht bei Talavera standen 52 000 Spaniern, Engländern, Deutschen und Portugiesen 46 000 Mann französischer Truppen gegenüber. Im Brennpunkt der unentschiedenen Schlacht standen auf der französischen Seite die Deutsche Division mit 4267 Mann der auf englischer Seite kämpfenden Deutschen Legion, der „King’s German Legion“, mit 3336 Mann gegenüber! Davon fielen auf der badischen Seite 5 Offiziere und 307 Unteroffiziere und Mannschaften. Beide Seiten bezahlten den entsetzlichen Bruderkampf mit 2000 Toten. „Die deutschen Rheinbundtruppen fochten mit kaum zu glaubender, ebenso tapferer wie grimmiger Hingabe ihres todgeweihten Lebens.“¹¹⁾ Dazu ist wohl kein Kommentar notwendig!

In dieser Schlacht fiel der tapfere Kommandeur der Badener, Oberst von Porbeck.¹²⁾ Holzling berichtet über die Schlacht und den Tod des Obersten: „In der vor Hitze zitternden Luft zischte und heulte es, was nicht von Kugeln durchbohrt war, wurde von abgerissenen Ästen zerschmettert. Alles war in dicken Pulverdampf gehüllt . . . dem Oberst wurden zwei Pferde unter dem Leib erschossen. Schon wollte das Regiment wanken, da ordnete Porbeck von neuem die gelockerten Glieder. ‚Kinder, heute ist der Tag‘, schrie er über uns hin, ‚an dem wir uns Ehre erwerben müssen‘, und das waren die letzten Worte dieses trefflichen Mannes. Eine Kartätschenkugel zerschmetterte ihm das am Halse getragene Kommandeurkreuz des badischen Ordens und drang in die Brust. Die Nachricht vom Tode des Obersten ging wie ein lähmender Schlag durch alle Reihen. Um die Leiche vor der Wut des Feindes zu retten, nahmen alsbald vier tapfere Leute den geliebten Vorgesetzten auf die Schulter, da schlug abermals eine Kartätschenkugel in dieses Häuflein,

zwei wurden davon schwer verwundet und verröchelten über der Leiche Probecks. So blieb er auf dem Schlachtfeld liegen.“¹³⁾

Am 18. August 1809 hatte Joseph Bonaparte alle geistlichen Orden in Spanien aufgehoben. Der Freiheitskampf der Spanier wurde dadurch mächtig angeheizt, das nationale Religionsgefühl der Menschen war aufs tiefste beleidigt. Die Folge war, daß die Guerillas großen Zustrom erhielten. „Man kann einem Volke ungestraft wohl Geld und Gut nehmen, aber ein Raub an den geistigen und göttlichen Werten führt zum Kampf auf Leben und Tod.“¹⁴⁾

Die Bevölkerung verbarg vor den Soldaten kaum mehr ihre Feindschaft und flüchtete samt Lebensmittel in die Berge. Die Soldaten litten Hunger. Der Aufstand in der Mancha nahm immer bedrohlichere Formen an, die Lebensmittelbeschaffung wurde lebensgefährlich.

Holzing war inzwischen durch ein Geschöß am Oberarm verwundet worden, blieb aber bei seinen Leuten und kämpfte die Schlacht bei Ocana durch, und er berichtete, daß der Feind 4000 Tote und 25 000 Gefangene zu beklagen hatte. Der Erfolg belebte die Truppe, und sie marschierte am 23. November „mit klingendem Spiel“ in Madrid ein. Man bezog im Theatinerkloster Quartier und rechnete mit dringend benötigten Ruhetagen. Aber es kam anders. Die Deutsche Division erhielt noch in der Nacht ihrer Ankunft „plötzlich den niederschmetternden Befehl, die spanischen Gefangenen mitten durch das in hellem Aufruhr lodernde Land nach Bayonne zu geleiten . . .“¹⁵⁾ Dieser Befehl, 15 000 spanische Kriegsgefangene nach Frankreich zu bringen, war an sich schon übel, er wurde aber durch die Anordnung des französischen Oberkommandos, jeden ermattet Zurückbleibenden zu erschießen, geradezu unmenschlich. Wenn auch diese Anordnung mit dem Hintergedanken, sie nicht zu befolgen, zur Kenntnis genommen wurde, so kamen doch 2000 Spanier auf dem vier Wochen langen Marsch durch unwirtliches Gebirgsge-

lände und schlechtem Wetter ums Leben. „Es geschahen entsetzliche Gewalttaten im hinterhältigen Kampf gegen die überall lauende Guerillas, die ihre Landsleute zu befreien suchten.“¹⁶⁾ Erbittert schreibt Holzing: „Die deutschen Truppen waren bisher in Spanien als Blutopfer Napoleons oft mit einer Art Mitleid behandelt worden, seit diesem grausamen Zug mit den Gefangenen hatten aber auch wir uns den vollen Haß der Bevölkerung zugezogen, und die Ereignisse der kommenden Jahre haben uns in eine harte Buße genommen.“¹⁷⁾ Bisher hatten die badischen Truppen durch ihre Manneszucht und Korrektheit im Benehmen gegen die Einnwohner Ansehen genossen. Dieser Kredit wurde durch diesen Gefangenenmarsch verspielt. Die Badener hatten keine Nachsicht mehr zu erwarten.

Was nun folgte, war der bittere Leidensweg des Karl Franz von Holzing. „Nun war der Tag meines Schicksals nahe“, schreibt er selbst. „Der Mangel an Lebensmitteln . . . zwang den in der Mancha kommandierenden General öfters, Streifzüge vorzunehmen, um die Alcalden der umliegenden Ortschaften zu zwingen, weil die Guerillas jede freiwillige Herbeischaffung verhinderten. Die Reihe zu einem solchen Zug war an dem Major Lehmann in Mora, und er schickte am 19. Mai eine aus 96 Mann bestehende Abteilung nach den sieben Leguas entfernten und im Gebirge liegenden Städtchen Lillo, um dem Regiment die Lebensmittel zu verschaffen. Die Leitung des Unternehmens wurde mir anvertraut. Es war abends sechs Uhr, als wir nach einem Marsch im glühenden Sonnenbrand, von einer Anhöhe herunter steigend, im Angesichte von Lillo waren. Die ganze Einwohnerschaft strömte uns entgegen, wir wurden mit heiterer Mine empfangen, und man wetteiferte, uns gefällig zu sein.“¹⁸⁾ Doch am Abend zeigte das Städtchen plötzlich ein anderes Gesicht. Jeder Bürger wurde zum Krieger, dessen Absicht es war, den verhaßten Feind zu vernichten. Der ungleiche Kampf dauerte bis zum nächsten Morgen. Ein großer Teil der

Mannschaft Holzings war tot oder verwundet, und das Haus, in das man sich zurückgezogen hatte, brannte. Bei Tagesanbruch stand der Giebel in hellen Flammen. Die Guerillas hatten in der Nacht aus der Umgebung Verstärkung erhalten, so daß jetzt etwa 1500 Mann gegen Holzling kämpften. Die Munition ging seinen Männern aus. Nun entschloß man sich zu einem letzten Ausfall. Dabei geriet Holzling, schwer verwundet durch einen Schuß durch beide Oberschenkel, in die Gefangenschaft der wutentbrannten Spanier, die nun jeden Edelmut vermissen ließen. Man riß ihm die Uniform vom Leibe und plünderte ihn aus. „Nun fielen einige Weiber über mich her. Eine alte Vettel riß mir hohnlachend das Hemd vom Leibe, und als sie hier am oberen Körper meine Verwundung nicht fanden, zerrten diese Hyänen mir die Hose von den Beinen. Mit grausamer Wollust tauchten sie ihre Finger in meine Wunden, daß ich mir die Lippen vor Schmerz zerbiß.“¹⁹⁾ Man legte den Schwerverwundeten nackt auf einen Karren und führte ihm im Triumphzug durch das Städtchen.

Bald wurde dieses verlassen, und man machte sich auf den Weg nach Alicante, ein Marsch, der viele Tage dauerte. In jedem Dorf, durch das man kam, wurden die Glocken geläutet zur Begrüßung des traurigen Zuges. Als man endlich am Ziele ankam, war Holzling mehr tot als lebendig. Er wurde in eine Totenlade gelegt und, von der erregten Menge bestaunt, ins Hospital getragen. Hier wurden erstmals seine Wunden von einem Arzt versorgt. Nun hatte er Kameraden um sich, die ihm sein Los erleichterten. Der Arzt kam nicht regelmäßig, und die Wunden verschlimmerten sich sehr. „Der Arzt erschien, wenn er sehr sorgsam war, jeden Tag nur einmal, und öfters trat der Fall ein, daß die Krankenwärter die nötigen Arzneien zu bringen versäumten. Dies war der Grund, daß meine Wunden sich bedeutend verschlimmerten, jene am linken Schenkel mußte sogar später wieder aufgeschnitten werden. Über ein Jahr lang schlossen sich meine Wunden nicht, und der laufende Eiter

zehrte an meinem Lebensmark.“²⁰⁾ Holzling, der in ein weit vor die Stadt gelegenes Lazarett verlegt wurde, kam in das alte Spital zurück, als die Franzosen näherrückten. Hier durfte er im Meere baden, nachdem er auf Krücken zum Strand gehumpelt war. Sonst war die Behandlung streng. Jede schriftliche Mitteilung war untersagt, Feder und Papier waren verboten, und nächtliche Kontrollen störten den Schlaf. „Meine Kleidung bestand nur in einem grauen Hemde, welches mir ein Spanier aus Mitleid schenkte, und einer alten Hose von grauem Tuche von einem sterbenden sächsischen Soldaten.“

Inzwischen machten die Franzosen weitere Fortschritte. Man verlud deshalb die Gefangenen auf Schiffe und segelte mit ihnen nach der Insel San Pablo, fünf Seemeilen von Alicante entfernt. Auf der gänzlich unfruchtbaren Insel wohnten die Gefangenen in düsteren Kasematten. Aber: „Der Mensch bedarf wenig, das Reich seiner Wünsche ist so beschränkt, wenn Freiheit ihm gegönnt ist, und hier auf dieser einsamen Insel durften wir frei herumwandeln. Sobald der Abend graute, wurden wir zwar durch die Trommeln in unsere unterirdische Höhle gerufen, und unser Freiheitstraum war wie ein buntes Wolkenbild verblasen und vernichtet.“²¹⁾

Die Freiheit schien wirklich nahe gerückt. Valencia wurde den Franzosen übergeben, und es wurden Artikel bekannt, nach denen Kriegsgefangene ausgetauscht werden konnten. Transportschiffe liefen in Alicante ein, die Forts wurden von den Franzosen beschossen, und der Gefangene konnte sogar seine Kameraden vom badischen Regiment beobachten. Wie mag da sein Herz voll Hoffnung geschlagen haben! Doch diese zerschlug sich. Die spanische Regierung genehmigte den Austausch der Gefangenen nicht.

Nun verlud man die Männer wieder auf Schiffe und segelte den Balearen zu. Ein fürchterlicher Sturm überfiel sie bei Ibiza. Matrosen und Steuermann beteten, die Gefangenen verharrten in dumpfer Gefühllosigkeit. Schließlich erreichte man einen Notha-

fen und später das Ziel Palma. Man brachte die Leute im Fort unter, wo sie streng bewacht wurden. Jetzt wurde die tägliche Besoldung verringert, was gleichbedeutend mit Hunger war. Vier Pfund Brot kosteten 1 Gulden 12 Kreuzer, der tägliche Sold betrug aber nur 30 Kreuzer. So konnten sich die Gefangenen nur alle 24 Stunden einen Topf Reis oder Bohnen kochen. Seine Wunden verschafften Holzling einen Aufenthalt im Spital. Die Offiziere lagen zusammen auf einem Zimmer, die Behandlung war gut, sie durften sogar in der Stadt spazieren gehen.

Aber wie es so ist, kaum ging es besser, wurden Fluchtpläne geschmiedet. Mit griechischen Schiffen, zu denen man Verbindung aufgenommen hatte, wollte man fliehen. Drei französische Offiziere entwichen vorzeitig bei Tage. Man fing sie wieder ein, die Bewachung wurde streng, und die Offiziere durften das Zimmer nicht mehr verlassen. Schließlich gab es zur Abwechslung eine neue Verlegung.

Im Hafen von Ibiza wurden die Gefangenen mit kleinen Booten an Land geschafft. Nun sollte sie die Zitadelle aufnehmen. „Die Pforten eines finsternen Gefängnisses wurden aufgeriegelt und geöffnet, und gefesselte Galeerensklaven wurden herausgeführt. Schrecklich klirrten die Ketten der unglückseligen Menschen, die uns mit teuflischer Bosheit zu unserem Aufenthalte beglückwünschten.“²²⁾ Lange hausten sie in einem Raum, dessen Fenster zur Hälfte zugemauert waren, schliefen zuerst auf dem Boden und dann auf Gestellen ohne Strohsack. Holzling berichtet: „So erlebte ich einen langen und traurigen Winter . . . Im Vorfrühling des folgenden Jahres 1813 befahl mich eine Gemütskrankheit. Ich hatte so klare Schaubilder heimatlicher Landschaften vor mir, daß ich wie im Traume einherging. Da konnte ich stundenlang mit gesenktem Kopf auf meiner Pritsche sitzen, aber ich lag in meinem Gesichte auf dem Moos einer harzduftenden Tannenlandschaft, ich hörte im Tal den Bach und die Mühle rauschen, während in der klarblauen

Luft ruhig ein Weih schwebte, oder ich ging auf den Wiesen an der Dreisam und schaute den heimatlichen Blumen in die Zauberkelche. Ich hatte plötzlich Geruchsempfindungen, die mir heimatliche Dinge vorspiegelten, so lockte mich oft der herbe Duft von Holz, Speck und Brot in ein Schwarzwälder Bauernhaus, wo sich die Völker um eine große Schüssel mit Kartoffeln und weißem Käse gesetzt hatten. Auch narrete mich mein Versucher oft mit dem Bild eines Oberländer Weinstübleins, und ich schmeckte im Geist die Weinproben der Landschaft durch.“²³⁾ Der Gefangene hatte sichtlich einen „Lagerkoller“, den viele von uns Heutigen haben kennenlernen müssen. Aber als das Frühjahr wirklich kam, wurde die Situation der armen Menschen grundlegend besser.

Der englische Konsul schaltete sich ein und nahm sich der Gefangenen an. „Endlich, nachdem die Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen war, und Deutschland seine Freiheit und Selbständigkeit errungen hatte, wurde uns deutschen Offizieren die Vergünstigung gewährt, unser düsteres Gefängnis zu verlassen und auf unsere Kosten eine Wohnung in dem Städtchen Ibiza mieten zu dürfen. Wir mußten dem Gouverneur, der uns mit Trommelschlag in der Zitadelle besuchte, mit unserem Ehrenwort geloben, so lange in Ibiza zu bleiben, bis das englische Schiff ankommen würde, welches uns auf das feste Land zu führen habe.“²⁴⁾ Die Freundschaft des Konsuls verschaffte ihnen sogar Eingang in die vorzüglichsten Häuser Ibizas. Selbst einige Bälle konnten sie mitmachen. Aber so gut man es jetzt hatte, das Heimweh ließ sich nicht verjagen. Es wurde noch größer, als die Offiziere der Regimenter Nassau, Hohenzollern-Sigmaringen und Sachsen ins Vaterland zurückkehren durften. Mit Sehnsucht wartete Holzling auf das Schiff, das auch ihn zurückbringen sollte.

Vier Jahre Gefangenschaft hatte er schon hinter sich gebracht. „Endlich, an dem Abend des 25. Mai 1814 erblickte ich ein Schiff — es naht sich — die englische Flagge weht — das

Schiff wirft Anker außerhalb des Hafens — der Kapitän steigt in ein Boot — er fährt dem Lande zu — und nun eilt er in die Wohnung des englischen Konsuls — endlich? Eine geheime Ahnung durchflog mich, ich eilte durch die Gartenwege nach dem Hause zu, und schon unter seiner Tür rief mir der Konsul seinen Glückwunsch entgegen, es war der seligste Augenblick meines Lebens. Am 1. Juni 1814, nie werde ich diesen herrlichen Tag vergessen, morgens um sieben Uhr, befanden wir uns an Bord des englischen Luggers „The Thistle“ ... Unbeschreiblich war unsere Freude, und nicht zu schildern unsere Rührung, als wir von dem menschenfreundlichen Konsul Abschied nahmen und mit günstigem Winde abfuhren, noch einmal wehmütig zurückschauend auf die Insel, welche uns so viele Leiden empfinden ließ. Der Augenblick zwang uns in die Knie ob Katholik, ob Protestant, ob Freidenker, wir mußten einmütig unserem Gott danken.²⁵⁾

Am 5. Juni 1814 erreichte Holzling Genua, und dann folgte ein Fußmarsch auf der klassischen Reiseroute heutiger Touristen: Pavia, Mailand, Lugano, Bellinzona, Airolo, über den Gotthard-Paß nach Andermatt, Amsteg, Altdorf, Luzern, Basel! Am 9. Juli erreichte Holzling Lörrach. „Die Fahrt durch das Markgräflerland wühlte mich mächtig innerlich auf, während meine Augen lachten, lief mir das Wasser der Tränen über die zuckenden Wangen. Keine Landschaft in unserem schönen Land am Oberrhein ist so Herz in ihm wie diese, die das wahre Wesen unserer badischen Art am reinsten bestimmt und ausdrückt, dazu ist sie ein wahrer Gottesgarten an Obst und Wein. Die Tannenwälder vom Blauen und Belchen hauchten mir einen würzigen Labeduft in die zerquälte Seele, und als ich den ersten Storch auf einem Giebelkirchturm sah, sprudelte aus dem bisher verschütteten Quell meines Inneren plötzlich wie ein Bergwasser die alemannische Sprache hervor.“²⁶⁾

Am 10. Juli 1814 kam Holzling nach sechs schweren Jahren endlich wieder in Freiburg

an. „Zuerst stieg ich auf den Lorettoberg hinauf, und wieder tönten wie einst die Rebhügel vom Lied der fröhlichen Landleute, die Landschaft lag mit ihren goldenen Feldern so klar wie ein gemaltes Bild vor mir, ich sah bis Breisach an den Kaiserstuhl und drüben über dem Rhein im blauen Sommerdunst die Vogesen, im Sonnenglanz über mir jubelten die unsichtbaren Lerchen, und in den grünen Büschen rings lärmt das leichte Vöcklein der Finken, hier erst nahm ich von der Heimat wirklich Besitz.“²⁷⁾

Karl Franz von Holzling war daheim. Neu eingekleidet meldete er sich am 11. Juli bei dem Stadtkommandanten General von Stockhorn. Dieser teilte ihm die Beförderung zum Hauptmann und die Verleihung des badischen Verdienstordens mit. Und Holzling trat wieder seinen Dienst als Soldat an. Er nahm an den Befreiungskriegen teil und war von 1817—1819 Kommandant von Kehl. Dann zwangen ihn seine vom Spanienfeldzug herrührenden Leiden in den Ruhestand. Er starb 1839 im Alter von 51 Jahren in Baden-Baden.

Literaturnachweis

Von Holzling, Karl Franz, Unter Napoleon in Spanien. Denkwürdigkeiten eines badischen Rheinbundoffiziers (1787—1839). Aus alten Papieren herausgegeben von Max Dufner-Greif, Berlin o. J. (zitiert: Holzling)

Blankenhorn, Erich, 1808—1814, Badische Truppen in Spanien, amtliche Veröffentlichung des Armeemuseums Karlsruhe-Baden, Karlsruhe 1939 (zitiert: Blankenhorn)

Vereinigung der Freunde des Wehrpolitischen Museums Schloß Rastatt e. V., Hrsg., Unter dem Greifen, altbadisches Militär von der Vereinigung der Markgrafschaften bis zur Reichsgründung, 1771—1871, Karlsruhe 1984. (zitiert: Greif)

Württembergisches Landesmuseum Stuttgart, Hrsg., Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons, Ausstellung des Landes Baden-Württemberg, Bd. 2, Aufsätze, Stuttgart 1987, darin der Aufsatz von Siegfried Fiedler: Das Militärwesen Badens in der Zeit Napoleons. (zitiert: Fiedler)

Stiefel, Karl, Baden 1648—1952, Bd. II, Karlsruhe 1978 (zitiert: Stiefel)

Vögely, Ludwig, Die Erlebnisse Karl Franz von Holzings in spanischer Gefangenschaft, in „So weit der Turmberg grüßt“, Beiträge zur Kulturgeschichte, Heimatgeschichte und Volkskunde, 9. Jg., Nr. 8, Februar 1957

Anmerkungen

- 1) Holzing S. 5
- 2) Frh. Valentin von Harrant, Generalleutnant 1805–1809, Befehlshaber der badischen Truppen gegen Österreich, im Rußlandfeldzug Gesandter im franz. Hauptquartier. Greif S. 31
- 3) Holzing S. 6
- 4) Ebenda
- 5) Blankenhorn S. 3
- 6) Ebenda S. 4
- 7) Stiefel II S. 1014
- 8) Holzing S. 12/13
- 9) Ebenda S. 37
- 10) Ebenda S. 135/136
- 11) Fiedler S. 263
- 12) Heinrich von Porbeck, 1771 in Kassel geboren. 1803 erfolgte seine Übernahme in den badischen Dienst als Capitän und Flügeladjutant des Kurfürsten. Seine Leistungen beim Aufbau des neuen Heeres belohnte der Großherzog mit seiner Ernennung zum Kommandeur der neu errichteten Leib-Grenadier-Garde. Als Kommandeur des bad. Infanterie-Regimentes Nr. 4, das in Spanien kämpfte,

fiel er in der Schlacht bei Talavera am 28. Juli 1809. Seine Ernennung zum Generalmajor hat er nicht mehr erlebt. Blankenhorn S. 36 f.

- 13) Holzing S. 154
- 14) Ebenda S. 174
- 15) Ebenda S. 192
- 16) Greif S. 58/59
- 17) Holzing S. 196
- 18) Ebenda S. 212/213
- 19) Ebenda S. 216
- 20) Ebenda S. 227
- 21) Ebenda S. 235
- 22) Ebenda S. 253
- 23) Ebenda S. 254/255
- 24) Ebenda S. 260
- 25) Ebenda S. 266
- 26) Ebenda S. 278
- 27) Ebenda S. 279

Nach dem Tode von Heinrich von Porbeck übernahm Carl Freiherr von Neuenstein, 1767–1838, das Kommando über die badischen Truppen. Neuenstein wurde in Donaueschingen als Sohn des Oberstallmeisters des Fürsten von Fürstenberg geboren. Er führte vier Jahre lang das bad. Infanterie-Regiment in Spanien. Er wurde 1809 Generalmajor, 1814 Generalleutnant, 1817 Generaladjutant der Infanterie. 1832 trat Neuenstein in den Ruhestand und starb 1838 als vergessener Mann in Durlach in sehr dürftigen Verhältnissen. (Siehe dazu Blankenhorn S. 38 f.)

Der Karlsruher Maler Hermann Baur (1870 — 1930)

Meinhold Lurz, Heidelberg



„Haus Surler“, 72x52, Öl auf Leinwand

Bei der Bearbeitung des Karlsruher Malers Hermann Baur für die „Badischen Biographien“ ergaben sich erhebliche Informationslücken. Um diese zu schließen, werden die Leser der „Badischen Heimat“ gebeten, eventuelle Informationen an den Verfasser des folgenden Artikels zu liefern: Dr. Meinhold Lurz, Schmitthenerstr. 37, 6900 Heidelberg.

Sowohl der Verbleib von Bildern des Malers wie Kenntnisse von Einzelheiten seiner Biographie sind von Interesse.

Hermann Ludwig Baur (1870—1930) wurde am 14. Januar 1870 in Karlsruhe geboren. Seine Eltern waren der Kaufmann Hermann und seine Frau Louise Baur geb. Winter. Der spätere Kunstmaler besuchte in Karlsruhe die



„Haus Surler“, 77x77, Öl auf Leinwand

Volksschule und das Gymnasium. Dann absolvierte er eine kaufmännische Ausbildung. Mehrere Jahre arbeitete Baur anschließend zwischen 1891 und 1898 auf einer Kaffeepflanzung in Nicaragua. Erst im Jahr 1899 entschloß er sich mit 29 Jahren zum Studium an der Karlsruher Akademie. Er war dort Schü-

ler von Ernst Schurth und Friedrich Fehr, anschließend Meisterschüler bei Wilhelm Trübner. Im Jahr 1907 beendete er das Malstudium. Reisen, wie sie damals bei den badischen Malern üblich waren, führten Baur nach Italien, außerdem nach Belgien und in die Schweiz. Baur gehörte in Karlsruhe dem Zir-

kel um Frau Inie Bitterolf an. Er war mit Albert Geiger befreundet.

Unter Baur's Themen standen Landschaften und Porträts im Vordergrund. Bekannt wurde er durch seine Lagunenbilder von Chioggia, seine Strandbilder von der belgischen Küste und durch Bodenseelandschaften. Baur malte aber auch Ansichten der Mark, aus der Umgebung von Bremen sowie der Dolomiten. Häufig hielt er sich in den Sommermonaten auf Gutshöfen in Norddeutschland auf, deren Eigentümer er porträtierte. Ferner gibt es von seiner Hand Innenansichten des Bruchsalers Schlosses und des Schlosses Favorite. Die Städtischen Sammlungen Karlsruhe besitzen zwei Werke: „Dame am Spiegel“ und „Feuerwehrkommandant“.

Baur's Malstil orientierte sich am deutschen Impressionismus. Die Farben sind fleckig aufgetragen. Besonders helle Lichteffekte reizten den Maler. Er fand sie am Strand, bei der Wiedergabe eines Stückes Himmel oder eines Blumenstraußes. Wie bei den Impressionisten üblich, werden dabei Schattenpartien durch Blautöne angedeutet. Baur's Porträts genossen einen guten Ruf.

Der Maler war Mitglied des Karlsruher Kunstvereins. Er blieb zeitlebens unverheiratet. Ein Artikel im „Karlsruher Tagblatt“ Nr. 43 vom 12. Februar 1930 hob seine Hilfsbereitschaft, Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit hervor. Baur starb kurz nach seinem 60. Geburtstag am 22. März 1930 in Karlsruhe.

Alte Bücher — neu gelesen:

Franz Schnellers „Brevier einer Landschaft“ (1947) —
„Das wahre Brevier Badens“

Franz Schneller

BREVIER
EINER
LANDSCHAFT



Der Schriftsteller Franz Schneller wäre am 18. 1. 1989 hundert Jahre alt geworden. Sein bekanntestes Buch „Brevier einer Landschaft“, geschrieben in den Jahren 1930 bis 1940, ist — versehen mit Zeichnungen von Helmuth von Geyer — 1947 erschienen. Robert Minder hat es in seinem Aufsatz „Johann Peter Hebel und die französische Heimatliteratur“ (Dichter in der Gesellschaft — Erfahrungen mit deutscher und französischer Literatur, 1966) „das wahre Brevier Badens“ genannt, das „von der Heimat auf die Welt blickt, während ein noch so begabter Emil Strauß oder gar ein Hermann Burte und der Rheinländer Wilhelm Schäfer den umgekehrten Weg einschlugen und nach kräftigen An-

sätzen bei gestelztem Deutsch und schiefem Blick angelangten“ (S. 130). Anlaß genug für die Badische Heimat, zum hundertsten Geburtstag Franz Schnellers einige Proben seiner Prosa wieder abdruckten und in Erinnerung zu rufen. (Vergleiche auch das „Kalenderblatt auf einen Hundertjährigen“, das Manfred Bosch im Heft 1/89 geschrieben hat).

Über das „Landschaftserlebnis“ schreibt Franz Schneller einleitend zu seinem Buch: *„Wanderer der Heimat! Wanderer durch die Gassen der kleinen Stadt, die deine Jugend behalten haben, Wanderer durch die Düfte der Landschaft, Schritt um Schritt verklärtem Sein entgegen, ist dein Schreiten nicht ein immerwährender Gang zu den Müttern? Wiesen, Wälder, Bäche, Berge, Dörfer, Städte tauchen auf! Bilder. Sind es nicht Gleichnisse? Denn etwas schwingt in ihnen, mit dem das tiefere Sein in Einklang kommt, das Natur und Mensch gemeinsame Geheimnis.“*

Immer faßt beim Gang durchs Land — wie im Traum — eine Hand in die Mähne des sagenalten Pegasus. Denn jedes Menschen Herz, erfüllt vom Wunder der Landschaft, ist Herz eines Dichters, wenn auch seine Stimme ihm versagt ist, auch wenn der Glanz seiner Worte nicht mehr ist als ein Nimbus aus Goldpapier.

Im Wandern öffnet sich die Krypta der Brust, hört der glücklich einsame Mensch die mystische Nachtigall singen, die das große Werk der Natur bejubelt, dessen Kraft andauert und ihn stärkt.

Wird der Mensch draußen, im Angesicht der Weite, nicht größer, reiner? Klingt nicht in ferner Stunde der Schritt erzen wie heiliges Wort? Werden dann, zum Hause wiederkehrend, nicht plötzlich alle Tore enger, dunkler alle Räume,

schieb die noch so verstandesmäßig ausgerichteten Begriffe?

Draußen trägt alles den großen Zug. Da zerreibt die mächtige Hand der Zeit langsam Fels, Pflanze, Tier und Mensch. Da verweht im Staub Fels, Pflanze, Tier und Mensch. Da düngt Staub der Vernichtung neue Keime. Da vergeht im Bach die Welle, indeß sie eine andere ins Leben stößt. Da besteht von allem Tun des Menschen nur das Lied, leicht und licht wie die Blüte, wie die Flocke des Schnees. Draußen ist alles Wissen nichts und darum der Glaube so leicht, denn eingestimmt in den Rhythmus vom Licht, Welle, Wind schwingen sich auf die Adler heiliger Phantasie, und die Magie der Liebe schmückt mit dem Licht deiner Seele, Acker, Baum und Stern.

Der rechte Liebende lebt mehr in dem, was er liebt, als in sich selbst. So sieht der heimatfromme Mensch hinter allem Tun sein Land. Selbst zwischen den Zeilen der Gebete strahlt das blonde Laub seiner Reben, liegt das warme Braun vom Pflug gestrählter Erde. Und wenn er müde die Augen schließt, wiegen sich die Wipfel der Wettertannen. Seine Freude ist holder Schein eines auserwählten Himmels, sein Glück die Musik überreicher Erde, die bald feierlich und erhaben, innig und voller Feuer klingt.

Der rechte Liebende empfindet eine unaufhörliche Wonne beim Übergehen dieses Stromes von dem, was er liebt, auf sein Herz. Und stolz bekennt er dieses Ergriffensein. So auch der Freund der Landschaft. Was er liebt, ist kein äußerliches Bild. Was er liebt, ist sein Paradies, ist Reich Gottes, Seinstiefe, Gott selbst. Das klingt aus den Wiesengründen, die hell zur Höhe ziehen, klingt aus den dunkeln Wäldern, die von den Gipfeln rauschen, klingt selbst — und rein wie goldener Hörnerklang — aus dem, was ihm der Herbst mit klarbesonnenen Händen in seine winterlichen Becher drückt!

Einmal, in ferner, ferner Zeit wird alles nicht mehr sein: Himmel — Tal — Volk und diese blauen, äthersatten Berge. Wie Schall zum großen Schweigen irrt, wird sich dies alles einmal lösen und Stück um Stück hinübergeben ins Spiegelbild, wird eingestaltet werden einem anderen Sein. Um eine andere Mitte wird dann alles schwingen. Sinn hier, von einem mächtigen Geist gezeugt, wird dort sich selbst nicht widersprechen. Wie oft, in sternenloser Nacht, erhebt in uns sich eine Stimme, die will, daß dem so sei. Und sie ist von ihm gewollt, der uns in dem, was für uns Heimat ist, im Endlichen mit Himmel, Tal, mit Strom und Berg den Glauben zur Antwort gibt!“

Freiburg im Breisgau

Durch Freiburg zieht der 48. Breitengrad. Gewiß, stofflich genommen, ist er nicht viel wirklicher als etwa die „Seelenachse“ eines Gewehrlaufes. Für die Freiburger ist er es dennoch. Sie haben ihn daumendick in ortstüblichem Schwartenmagen-Mosaik gefaßt. So durchadert er den Gehweg der Zähringerstraße. Kein Einheimischer, der es wagte, auf ihn zu treten, selbst nicht, wenn Schnee ihn bedeckt. Merkwürdigerweise ist es nie zur Gründung eines Vereins der Orte gekommen, die der 48. Breitengrad durchfädelt. So fehlt jede Kenntnis, ob sich in ihnen Nord und Süd so harmonisch vermählen wie in der Schwarzwaldhauptstadt.

Süden. In der Herzgrube Freiburgs blondet die Rebe des Heiliggeistspitals im Colombischen Wallgarten. Verständlich, daß man solcherorts im Herbst plötzlich auftretende Übelkeit mit dem Ausdruck beschönigt, „das Herzwasser“ dränge hoch! Südlich muten die überall plätschernden Brunnen an, aus denen auch wirklich getrunken wird. Einer von ihnen, in dessen Trog einst Nacht um Nacht ein Student mit innerem Brand sich bis zum Kinn niederzulassen pflegte, um dann aus Leibeskräften „Feurio“ zu brüllen, trägt auf seinem Brunnenstock den gewappneten Berthold, der das Getümmel der Hauptstraße überwacht. Wasser quecksilbert seit den Gründungstagen in Bächlein durch die alten Gassen. Es entquillt den nahen Bergen fast chemisch rein. Süden und Norden. In der Breisgauer Bucht schneit es von den blühenden Kirschbäumen schon auf grünbeflaumte Wiesen, wenn der letzte Neuschnee seine reine Watte den Bergen, kurz vor den Osterskiläufen, auflegt. Schon im Februar hocken die Pflasterer auf ihren einbeinigen Schemeln, setzen aus bunten Steinen jenen Straßenbelag zusammen, der mit den Brezeln und dem Freiburger Akkusativ zu den Besonderheiten des Ortes gehört. Freiburger Akkusativ? Ja, warum nicht? Man sagt da zum Beispiel beim Auseinandergehen um die Mittagszeit: „Also adda, und ein recht guter Appetit!“

Der Gemarkungsboden weist einen Höhenunterschied von nahezu neunhundert Metern auf. Wenn der Einheimische Fremden gegenüber diese Tatsache erwähnt, stemmt er seine Faust aufs Knie und blickt ihn von der Seite an, wie um zu fragen: Wie wird dir, hm? Ihn selbst erstaunt es am meisten, denn es ist noch nicht lange her, seit ihm dies klar geworden ist, seit er diese Straße als Ganzes sieht, die, aus Wiesengelände kommend, zur Hauptstraße wird, sich durchs Martinstor zwängt, wieder durch Wiesen Günterstal und dem Schauinsland zustrebt, wo sie auf Höhe 1286 in Hochfreiburg endigt.

Die Luft der Stadt ist so seidig mild, und die Menschen hier sind so verträglich, daß ihre Ahnen im Giebelfeld der Münstervorhalle einen Teufel darstellten, der für die armen Teufel, die durch Gottes Richterspruch ihm verfallen sind — betet! Allerdings ist die Luft nicht immer so. Wenn der Grobian von Höllentäler abends nach dem Ausbimmeln des Silberglöckles mit seinem Wälderbesen durch die Salzgasse wischt oder wenn ein bissiger Nordwind einen mir nichts dir nichts auf dem Münsterplatz anfällt, wird einem halt doch klar, daß dies schon nördliche Halbkugel ist. Trotzdem, der Freiburger liebt seinen Höllentäler mehr als die weiche Westluft, den Schnee der Berge mehr als den zärtlich getönten Teppich der oberrheinischen Ebene. Er ist ein leidenschaftlicher Wanderer und Skiläufer, geht leicht wie ein Äpler und vollendet gleichmäßig. Vom Ende Oktober an schnuppert er beim Aufwachen, ob die Luft nach

Schnee riecht. Beim Verlassen des Hauses sucht sein Blick den ersten beschneiten Langholzwagen aus dem Höllental. Trägt gar der „Gerstenhalm“ eine weiße Hemdenbrust, sind die Rosetten des Münsterturms diskret überzuckert, gilt ihm dies mehr als Unterpfand des nahen Winters als die Birnwecken und Brotmännle mit dem Rosinennabel im Schaufenster des Bäckerladens.

Ob mild, ob kalt, auf den Bänken um das Münster hocken die Marktfrauen der Rheinebene schwesterlich neben denen des Schwarzwaldes. Die vom Wald tragen oft die Tracht und kommen durch das Schwabentor im Bernerwägele angefahren, dem ein gedrungener, kräftiger Fuchs vorgespannt ist, wie sie in den Roßgärten oben bei St. Peter und St. Märgen gezüchtet werden. Der Winter kann so raubauzig auftrumpfen, wie er will, die Marktweiber weichen ihm nicht. Sie tragen dann eben einige Unterröcke mehr. Sie stört es ja nicht, wenn die Röcke um die Hüften herum auftragen. Jede von ihnen hat ihren Stammplatz, die mit dem Kukkäsle, den Wacholder-, Preiselbeeren, den Pilzen, Eiern, dem Geflügel und Bibeleskäs besetzen die weiträumige Kaufhauslaube und die Ecke beim Wenzingerhaus.

Solange der Markt wimmelt und unter den Bänken die Bauernhähne aus gespannten Hälsen krähen, sitzen die Domtauben auf den Köpfen der Apostel, auf der Harfe des Königs David und auf den Wasserspeiern. Auch dies ist südlich, daß die Tauben um das Münster herum sich nach Belieben bewegen und vermehren dürfen. Südlich muten die vielen Gärten mit seltenen Baumbeständen an, Gärten mit Zedern, Gingko, Mammutbäumen, Pawlownien, Magnolien, Tulpenbäumen und üppigen Platanen. Die Tanne verträgt sich mit ihnen allen. Sie macht sich sowieso nicht viel aus dem Aufenthalt in der Stadt. Ihr Platz ist dort, wo frei die Winde wehen, wo der Biß des Weideviehs schon das Leben des Tännchens gefährdet.

Es wurmt den Freiburger, eingestehen zu müssen, daß die eigentliche Altstadt wenig umfangreich ist, und es wundert ihn, daß Goethe, der hier im Mohren abstieg und von der Ecke des Platzes aus den Turmriesen sicherlich öfter betrachtete, es nicht fertig brachte, einen entsprechenden Eintrag in sein Tagebuch zu machen. So berufen sie sich gern auf die Worte des Altmeisters Hans Thoma, der als Maler ja auch etwas von schönen Sachen verstanden hat, und auf eine mittelalterliche Weltbeschreibung, die versichert, die Alten hätten das Münster wohl den Weltwundern zugezählt, hätten sie es nur schon gekannt. Das Münster. Es ist Fleisch vom Fleisch der heimischen Berge. Es ist die große Stimmgabel in der Hand einer überpersönlichen Macht, magischer Besitz der Nachkommen von Kathedralenmenschen und bestimmt das Seelenklima des Freiburgers. Weit ins Land blitzt seine Kreuzblume, die goldene Zierat der Turmhelmspitze. Der Mann, der alljährlich einmal an den Turmrosetten hochklettert, um Stern und Halbmond blank zu putzen, wird von den Freiburger Buben von allen Männern am meisten bewundert. Der vorletzte in der Reihe diese Heroen hatte das Pech, auf der Treppe seines Häuschens am Münsterplatz das Genick zu brechen. Man hat diese Tatsache den Kindern verheimlicht aus dem Instinkt heraus, daß es gesünder ist, die Jugend Götterdämmerungen überschlafen zu lassen.

Der Spitzname der Freiburger „Bobbele“ wird von ihnen am meisten angewendet. Ärgert sich einer über die Kleinlichkeit oder Verzagtheit des andern, schleudert er ihm ein „Du bisch halt ä Bobbele“ ins Gesicht. „Wir Bobbele“ sagen sie andererseits manchmal von sich, um damit eine Art selbstzufriedener Kleinbürgerlichkeit zu unterstreichen. Der Bürgermeister, der zur Zeit der Inflation bei einer öffentlichen Sitzung des Stadtparlaments auf die Frage, wie er sich die weitere Gestaltung des Haushaltes vorstelle, zur Antwort gab: „Es wird halt weitergewurstelt“, eroberte mit diesem einen Satz das Herz des echten Bobbele!

Vom mittelalterlichen Freiburger wissen wir, daß er die Freiheit als ein „nit gering Kleinodt“ achtete und bei der Unterzeichnung der Huldigungsakte seinem Fürsten gegenüber sich nur zu

einem „gutwillig“ nicht zu „gehorsam“ verstand. Unvergeßlich als Freiheitsheld ist ihm der Metzger Hauri, der dem Bischof von Straßburg halbwegs Betzenhausen sein Schlächtermesser ins Herz stieß, als der seinem gräflichen Schwager zu Hilfe eilen wollte. Dies war zur Zeit einer Fehde zwischen Stadt und Landesherren im 13. Jahrhundert. Unvergeßlich bleibt ihm auch der treue Ritter Malterer, der in der Schlacht von Sempach, mit eigenem Leib seinen herzoglichen Herrn schützend, von Schwyzer Bauern erschlagen wurde. Stolz ist man in der Schwarzwaldstadt auf den Mönch Bertold Schwarz. Sein Denkmal steht vor dem Kreuzgang des ehemaligen Franziskanerklosters, und der Witz ist nicht ganz neu, der auf die Frage, warum Bertold mit Front zum Rathaus aufgestellt sei, die Antwort gibt: man habe eben die im Rathaus dran erinnern wollen, daß glücklicherweise ein anderer das Pulver erfunden habe! Allerdings bleibt zu sagen, daß Bertold ursprünglich zu einem Laboratorium der alten Universität hinüberblickte. Also zwei Fliegen mit einem Schlag!

Der Freiburger singt gern und „schmettert“ gern ein Viertele. Die Zähringer, die ob der Stadt saßen, hielten es ebenso. Der Letzte von ihnen las in seinem Schloß bei Becherklang den Getreuen sein Alexanderlied vor und lachte mit ihnen über die Welt zu seinen Füßen, wo Acht und Bann noch ernst genommen wurden. Unter den Herren Freiburgs gab es welche mit einem Stich ins Geniale und mit leichtem Herzen, unter dem Adel tolle Burschen, die sich nicht damit begnügten, die braunen Zipfel der röschebackenen Kipfel in Wein zu tunken. So die Schneuwelins. Sie krallten, wonach sie gierten. Von einem hochmütigen Jüngferchen ihrer Sippe geht die Sage, es habe sich, um trockenen Fußes von der Karosse zu einem Brunnen zu gelangen, Brotlaibe zu Überschuhem aushöhlen lassen. Mit Recht muß sie nun im Mondschein barfuß gehen, allen frommen Stiftungen zum Trotz. Vom bodenständigen Adel haben sich noch die Kageneck, die Böcklin, Andlaw und wenige andere erhalten. Die Sickingen panaschieren das Grün bürgerlicher Zweige. Zu hohem Ansehen brachten es die Falkenstein, Roggenbach, die Thurner und Woleb. Das Silber des „Erzkastens“ (Schauinsland), das ihre Säckel füllte, ermöglichte auch den Dombau.

Breisgauer Silber war begehrt auf allen großen Märkten. Schmuck aus den in Freiburg geschliffenen Granaten und anderen Steinen schenkten Fürsten geliebten Frauen. Das Gewerbe der „Balierer“ blüht neuerdings wieder auf in Waldkirch, am Fuße des Kandel. In Freiburg arbeiteten der Meister von Gmünd und andere Steinmetzen, deren Werkzeichen die Münstersteine tragen, Christian Wenzinger, nach dessen prächtigen Plastiken die Sammler lüsterten, bis eine spitze Feder den Schachernden mit einem Tropfen Galle den gottlosen Handel verdarb. Hinter dem Schwabentor übte sich Jung-Anselm Feuerbach im Zeichnen. Der Maler aller Schönheiten europäischer Höfe, Winterhalther, Lugo und Hans Thoma fühlten starke Bindungen an die Dreisamstadt. Zur Zeit der Französischen Revolution war sie eine bevorzugte Zuflucht aller Gewesenen und Gefährdeten. Merkwürdige Erscheinungen schlüpfen hier unter: Derroy, der als Bub während der Hinrichtung Louis XVI. die Trommel gerührt, wurde Rathausdiener. Mirabeau „tonneau“ stellte da seine durch Falstaffstreifen berühmte Legion auf. Im jetzigen „Römischen Kaiser“ hielt er Hof und sandte, wenn niemand mehr borgte, seine Frau mit Bettelbriefen nach Wien. Auf dem alten Friedhof, dem ergreifendsten Totengarten inmitten einer deutschen Stadt, wurde der Fettwanst bestattet, für den es keinen passenden Sarg gab. Den schmalen Gedenkstein ziert eine Schrift, die es mit den Titeln der besten Bodonidrucke aufnehmen kann und die anzeigt, daß hier der General Riquetti Vicomte de Mirabeau ruht. Im Hause des Café du Dauphin der Engelgasse nächtigte Marie Antoinette zum letzten Male auf deutschem Boden. Zur Verbreiterung der Straße für ihren Brautzug wurden die Schluchtfelsen der Hölle gesprengt.

Was aus der stärksten Festung Europas geworden ist, mit der Vauban den Eingang zu den Ländern der Donau sichern sollte? Ein Tor, zu einer Frauenarbeitsschule umgestaltet. Ein Wall der Rempartstraße, wo kleine Mädchen unter Götterbäumen sich arkadisch schläfrig schaukeln. Einiges bemoostes Gemäuer, in dem Kanonenkugeln wie Schrote in Wildhaut stecken. Dreißig Jahre währten Frankreichs Besitzrechte, kürzer die Zugehörigkeit zu Modena. Damals saß ein herzoglicher Steuereinnahmer im Hause „Zum Ladhof“ in der Schiffsgasse, der Koffer, mit Geldrollen gefüllt, über die Alpen schickte. Die Erinnerung daran und die blauweißen Leibgurtstreifen der Breisacher Feuerwehr, das ist alles, womit Modena sich der Ortsgeschichte einzuschreiben mußte. Durchgreifender als der Festungsmarschall veränderte dann um 1900 der große Winterer die Stadt, die sich gern mit Lueger-Wien in einem Atem nennen hörte. Wie sein Nachbar, der Volksschriftsteller Hansjakob, stammte er aus Haslach im Kinzigtal. Aber während jener seine Wäldler-Art betonte und alle Welt für die Backmulde zu begeistern wußte, die seine Wiege gewesen, mochte der mit einem Viererzug von Schimmeln ausfahrende Bürgermeister nicht gern daran erinnert sein. Er ließ die rührend behäbigen Stadttore hochzopfen. Er setzte die riesige Pastete des Theaters in das Stadtbild, bei dessen Bau sehr ans Ausgeben, doch so wenig ans Einnehmen gedacht worden war, daß die Anlage von Kassenhäuschen ganz vergessen blieb. Fast wäre es noch dazu gekommen, den Schönberg mit einer Schloßruine zu krönen, hätten nicht andere Aufgaben die Zeit in Anspruch genommen. Er legte aber auch einen dreißig Kilometer langen Gürtel von Waldstraßen an, was seinen Blick glücklicherweise von der Altstadt ablenkte. So blieben die entzückenden Gäßchen, Plätzchen, Ecken und Winkel erhalten, die nicht verspielter als Szene einer alten Spieloper sich ertäumen ließen. Diese Gassen weisen in ihrem Verlauf den gleichen für die Gotik so bezeichnenden Knick auf, wie die Führung einer zeitgenössischen Notenfolge oder die Hüftlinie einer Figur. Die Häuser, die alle Namensbezeichnungen führen, erheben sich oft auf mehrstöckigen Kellergewölben, darin der Kaiserstühler und der Markgräfler lagern. Aus den Läden der Kellerluken ist jeweils ein Loch zum Eingurgeln des Küferschlauches ausgespart, wie aus der Kellertür das für die Katze, die sich bekanntlich stets aufs Faß mit dem besten Tropfen legt.

Die heimischen Weinstuben leisten der Unsitte des Einmannisches keinen Vorschub. „Alles hockt aufeinander droben“. Beim Schoppen will man sich unterhalten. Der Fremde wird beraten, eingeladen, dies, jenes zu versuchen. Man bemüht sich um ihn, wenn er für Humor und familiäre Wärme etwas übrig hat. Selbst ein Mann wie Treitschke, der anfangs so wenig guten Willen dem Freiburger entgegenbrachte, bekehrte sich schließlich aufgeknöpft zu ihm. Der Fremde wird auf den Münsterturm, auf den Schloßberg geschleppt. Alle Berge werden ihm vorgestellt. Er soll im Augustinermuseum zugeben, daß es da Einmaligkeiten gibt, wie sie zwischen Berlin und Paris nicht zu finden sind. Sein Staunen wird herausgefordert vor den kostbaren Teppichen des Klosters Adelhausen, seine Bewunderung vor den Glasfenstern, die einen Überblick geben über die Entwicklung süddeutscher Glasmalerei in vierhundert Jahren. Vor allem wird jeder immer wieder von irgendeiner Seite her unvermutet dem großen Turm gegenübergestellt, bis es ihn hat wie einen selbst.

Wer dem Bobbele Langsamkeit vorwirft und klagt, man komme ihm schwer näher, dem fehlt es an Verständnis für seine besten Eigenarten, denn der Freiburger hat viel Gemüt und Humor, aber es braucht eben Zeit, hinter diese Stammwürze zu kommen.

Versöhnung mit Karlsruhe

Im Badischen, südlich der Murg, nehmen die Vorurteile gegen die Landeshauptstadt im Grade der Entfernung zu. In unserer Jugend sprach der Oberländer von Karlsruhe, wie man in einer Familie von einer steifen, eingebildeten Verwandten spricht. Wer damals in einem Ministerium zu tun hatte, und deshalb fuhr man ja hin, vermied auf alle Fälle eine Übernachtung. Man fürchtete nicht etwa, daß der arme bleiche Kaspar Hauser auf der Suche nach der ihm vorenthaltenen Krone dort umginge, man fürchtete sich vor dem „horror vacui“. Was wußten wir Kinder von „Kaalsruh“? Daß ein Bruder der Mutter einst als Grenadier vor dem Schloß Wache gestanden, daß sie ihn eines Sonntags auf einer Bank im Schloßgarten mit selbstgebackenem Brot, eigenem Wein und Proben einer Hausschlachtung erwartete, den armen Kerl, der mit einem Wolfshunger über alles hergefallen sei. Mein Vater mochte nicht an seine Grenadierzeit erinnert werden, er verbiß einen Grimm vom Ausmaß des afrikanischen Hasses eines Hamilkar. Ich haßte blindlings hannibalisch mit.

Einmal, der Vater verzehrte vor einer Gesangsprobe gerade seine geliebten heißen „Saitenwürstle“, nickelte es mich, die Frage auf Karlsruhe zu bringen:

„Vater?“

„Was?“

„Gibt's in Karlsruhe auch Singvögel?“

„Nein!“

Dieses, in den klassischen Anekdotenschatz meiner Familie aufgenommene Kurzgespräch, wird heute noch stets angeführt, wenn die Rede auf Karlsruhe kommt.

Nach vielen Jahren frostiger Zurückhaltung der Vielgeschmähten gegenüber, nach manchen Anläufen, nicht ohne Bereitwilligkeit, ihren mehr als nur da und dort vorhandenen Reizen gerecht zu werden, versuchte ich nun gelegentlich einer militärischen Dienstreise, mich ihr endlich doch persönlich zu nähern. Vielleicht würde meine gute Absicht diesmal nicht schon zwischen Bahnhof und Hotel Germania erliegen, in jenem weiten Raum mit Gebilden einer überstürzten Erweiterungsplanung, der keine Durchblutung vom Rumpf der Stadt her mehr gelang, die nur noch bauliche Hohlglieder anzusetzen fähig war.

Der Herbst hatte gegen Morgen im ganzen Gelände rechts und links des Schienenstrangs seine Nebelmilch verschüttet. Am Wiesenrand dem Damm entlang irrlichterten die Herbstzeitlosen. Bäume, schwerem Traum noch nicht entwunden, trugen jene Spätzwetschgen mit dem goldenen Fleisch, dem wir den Kern mit zwei Fingern auszuquetschen pflegen. Äpfel, vom Schoß der Erde durchsaftet, waren ihr nächstens in den Schoß gefallen. Und die langen Stangen da? Gestelle zum Gardinentrocknen? Nein, für Hopfenzucht. Und diese kahlen Strünke lieferten eben erst die Tabakblätter ab.

Mit der Sonne wagt sich ein sauber gestrählter Acker heraus. Ein Häschen läuft, was es laufen kann, der bösen, rauchenden Lokomotive davon. Woher sollte denn das Häschen wissen, was wir wissen! —

Karlsruhe! Na schön, schnallen wir um. Da ich nur mir selbst zu befehlen hatte, ließ ich mich gehen. Ich gelangte in eine Straße mit herrlichen alten Bäumen. Jedem einzelnen von ihnen hätte der Perserkönig Darius goldenen Schmuck umgelegt und einen „Ewigen Wächter“ zum Schutze bestellt. Da niemand außer uns zugegen war, grüßte ich sie, wie ein Zivilist, mit der

Mütze. Der Gruß galt auch der Stadt. Nicht überall lassen die Gartenbaumeister die alten Riesen stehen. Die Sonne getraute sich mehr und mehr hervor. Sie wärmte die Flügel eines seltenen Falters, der an einer Mauer saß.

„Sie müssen ihm nichts tun!“, fuhr mich wer an.

„Warum sollte ich ihm was tun? Tut man hier sonst sowas?“ Lachen. Der Mann, der mich verblüffte und den ich verblüffte, begann mich zu verhören: „Was sind das nur für Farben, was ist das für ein Rot, was für ein Grün auf den Flügeln, wie würden Sie die Farbe des Leibes nennen?“

„Dir gebe ich es“, dachte ich mir, und zog Farbenregister, daß er nur noch mit den Augen weiterfragte. Uniformierten gegenüber empfehle sich Vorsicht. Man könne niemals wissen, wen Mars zu gürteln beliebe, meinte er höflich. Und wieder täuschte er sich, denn ich war ja weder ein Professor noch ein Kollege.

Auf Umwegen erreichte ich das Amt, in dem ich zu tun hatte. Schönes Treppenhaus, mächtige Säulen. So stellte ich mir insgeheim den Eingang zu einer Akademie der Künste vor.

„Sie sin doch au nit vu hier“, forschte der Mann am Schalter, dem ich meinen Namen sagen mußte und der neben sich schon einen kunstvoll aufgeschnittenen Rettich mit eingestreutem Salz zum „Ziehen“ gebracht hatte.

Eine Stunde danach stand ich vor dem Hause, in dem einst Johann Peter Hebel wohnte. Ich zog um mich einen Zauberkreis, indem ich eines seiner alemannischen Gedichte aufsagte, und schon durchzogen mich die Nachschwingungen seines erhöhten, dichterischen Seins.

Ich gelangte dann in eine Straße, die sich auch weiterhin — wie schön — Waldhornstraße nennen darf. Da gab es viel stille, weiße Häuser, in denen liebe, alte Töntchen wohnen könnten, denen verheimlicht wird, daß man die Eier heute nicht mehr „mandelweise“ kauft. Auf den Sandsteinfließen des Gehweges, einer Anlage gegenüber, röstete Lindenlaub. Ich sog den Lindenduft begeistert ein, alles laute Leben um mich versank wie in tiefem Wasser. Ich war fast schon so weit, zu sagen: mein Karlsruhe!

Ich trat in einen gepflasterten Hof. Der Name Chamisso flog mich an. Auf einem hochgemauerten Rondell eine Gruppe alter Bäume, alle zur Seite geneigt wie im Rundtanz. Ein Rosenstock von da kam einem Rosenstock von dort zugerankt. Sie umarmten sich, als machten sie gut, was das Leben unter ihnen Ruhenden nicht gewährt hatte: ein Paar zu werden. Adlige Häuser im Halbrund. Vor einem Küchenfenster zwei dickbauchige Flaschen mit Nußlikör im Werden. Wie der Tenor in einer kleinen Spieloper fühlte ich mich plötzlich, trat aufs Fenster zu und skizzierte eine Kleinarie, die mit dem Satz begann: „Per la santissima Madonna, was seh' ich da?“ Aber die alte Köchin mit den wintergrauen, mir mißtrauenden Augen verschlug mir die Lust zum Weiterträllern.

Auf Schritt und Tritt hielt alles die Stimmung. Ein Uhrtürmchen sagte die Stunde auf, schöner als die Turteltaube aus voller Brust ihre Liebe erklärt. Über den Gewächshäusern des Botanischen Gartens, als hinge über den Palmkronen ein Käfig mit einem köstlichen Vogel, ertönte eine Arie aus der „Entführung“. Da gab es irgendwo ein verschwiegen gelegenes Probezimmer der Oper, das Serail!

Für Perlen nimmt man eine andere Waage als für Würfelzucker. Ich wog schon richtig. Am liebsten wäre ich aufgefliegen, um für das herrliche Geschenk aus blauen Lüften zu danken. Hier war ich am rechten Ort zur rechten Zeit. Wie Johanna in den lothringischen Wäldern vernahm ich hier meine Stimmen. Wie herrlich ist der Morgen, wie köstlich alles Beginnen in Liebe! Hochstämmige Fuchsien ließen in Brusthöhe vor mir von ihren Zweigspitzen dunkelrotblaue Blüten tropfen. Ein dicker Frosch hüpfte von einem Schwimmblatt in einen Rundtümpel und hing nun mit ausgestreckten Gliedmaßen schief im Wasser wie in einem kleinen, uns nicht

sichtbaren Rhönreifen. Ich zupfte von würzigen Mittelmeerbüschen Blättchen ab, die in einem Briefumschlag trocknen, zu Pulver werden und später meine Nase erfreuen sollten, wenn Winter sein wird.

Ich maß die weite Spannung des „Zirkels“ mit meinen Schritten aus. Ich erwies dem badischen Bramante Weinbrenner die Ehre, die ihm gebührt, bewunderte Haus um Haus alles, was von ihm gebaut. In keiner seiner Arbeiten hat er mich enttäuscht. Noch in einem wollte ich die Stadt auf die Probe stellen. Es lockte mich, einen guten Mittagstisch ausfindig zu machen, zu prüfen, was die Küche hier bieten möchte. Wen fragen? Da gab es ein Geschäft mit Reißbrettern und Zeichenblöcken, zu Auskünften ungeeignet. Einen Mann mit einer Nase, klein wie ein Druckknopf. Den? Ausgeschlossen. Aber auf die dicke Metzgersfrau, die eben ihren Laden schloß, um auch Mittag zu machen, fiel meine Wahl.

Ob sie zum Gasthof nebenan riete? Sie sagte nicht ja, sie sagte nicht nein. Sie wies auf ein Haus mit silbernem Wahrzeichen. Dort sei ich bestens aufgehoben.

Es haperte mit der Rechtschreibung der Speisekarte, aber durchaus nicht mit der Handhabung des Kochlöffels. Ich bin im Zeichen des Steinbocks geboren, die Einflüsse Saturns — bin ich schuld daran? — haben mich ein wenig schwierig gemacht, aber wenn ich sage, da und da ißt man gut, stimmt's. Die Wirtin, die mich von der Küche aus erspäht hatte, ließ mir sogar noch etwas nachreichen. Der Wirt brachte einen Bickensohler Ruländer auf den Tisch, spritzig und gehaltvoll, wie im ganzen Oberland keiner mehr zu finden ist. Dies in der Landeshauptstadt, abseits der Geschäftsstraßen.

Auf der Heimfahrt stand ich am Fenster wie ein gelernter Großherzog. Huldvoll und freundlich winkte ich der Stadt. Das strahlende Auge des Tages lag auf Wald und Wiesen. Auf einer Bank vor einem Bahnwärterhäuschen lagen runde Dinger. Korbböden? Riesige Blütenteller der Sonnenblume trockneten hier ihr Samenmosaik. Ein Raubvogel, die Flügel weit gespannt, umschwebte, lässig Kreise ziehend, mit seinen Ehrenrunden lange unsern Zug. Auf Wiedersehen — Karlsruhe!

Markgräflerland

Eine Fahrt ins Markgräflerland ist eine selige Milchkur. Von wie vielen Fahrten kehrt man mit leichten innern Vergiftungen heim! Aus der Heimat Johann Peter Hebels nie. Alles wirkt hier so bekömmlich.

Die Freiburger behaupten, das Markgräfler Rebland beginne nahe ihrem Münster, im Colombigarten, und reiche bis zum nächsten Münster am Rheinknie, bis Basel.

Die Markgräfler selbst zieht es stärker nach Basel, dem Geburtsort ihres Dichters, der Hochburg ihres Glaubens.

Alle jungen Dinger, die dienen, tun es in Basel. Wenigstens ab Müllheim. Sie passen ausgezeichnet in die feierlichen weißen und grauen Häuser der Holbeinstadt, diese schlanken Mädchen in ihren strengen Flügelkappen.

Zwischen Müllheim und Basel lagern dieselben geruhsamen Höfe, begegnet man derselben Tracht, Gemütsart, Mundart. Goldbepudert sind die Reben, und alle Blumen haben so liebe Augen.

Der Mensch ist hier echt und natürlich in einem Maße, an das sich der Städter erst gewöhnen muß. Wie dies gemeint ist, soll ein Beispiel ausdrücken. Also ein Fremder kann in einem Bauernwirthshaus etwa dieses Zwiegespräch mit der Wirtin erleben: „Was gibt es zu essen?“

„Käs un Schinke.“

„Was noch?“

„Ha, was denn noch? Sie wolle jo das nit alles!“

Von Freiburg bis Basel ist die Landstraße eine einzige Ruhmesallee der Fruchtbarkeit. Amerikaner, die sie im Auto durchfahren, wundern sich jedesmal, daß alle die Äpfel, Birnen und Nüsse hier so ruhig neben dem Weg ausreifen können.

Sie können es. Niemand vergreift sich daran. Daß sich die Handwerksburschen unterwegs mal selbst bedienen, dagegen hat ja niemand etwas. Und daß mal ein Musiker zwischen zwei Dörfern seine Messingpäpe ins Gras legt, um beim „Wirte Wundermild“ einzukehren, soll ihm gegönnt sein.

Anders ist die Sache mit den Trauben. Um die Versucherle will der Markgräfler gebeten sein. Die Trauben sind sein Gold, das ganze Orte mit einem gleißenden Strahlenkranz umgibt.

Wo denn der beste Markgräfler wächst? Jedes Dorf behauptet: „Wir haben den besten!“ Die hohe Jury aber stellt Auggen, die Heimat des edeln Minnesängers Brunnwart von Auggen, an die Spitze der Glanzliste. Genauer gesagt sogar: Hach.

Hach? Nie gehört, sagen die meisten. Und die werden auch nichts von der Hacher Kilbi wissen . . .! Hach ist ein ganz kleines Dorf, ein Nest in einer Rebmulde, wie mit der Hand ausgehöhlt. Wo jetzt die paar Häuser stehen, lag vor Zeiten ein größerer Ort mit einem bekannten Kloster, der in Kriegsläufteu samt Kirche zerstört wurde und in Trümmern blieb, weil die Hacher zu sehr auf dem Gelde saßen.

Da sie aber als echte Markgräfler doch nicht auf Gottes Wort verzichten wollten, schafften sie „das von der Kirche Übriggebliebene“ in einen Schopf und wiesen dem Mann Gottes ein Faß als Kanzel an.

Als am dritten Sonntag nach Ostern der Prediger die Worte der Schrift wählte: „Über ein Kleines, da werdet ihr mich nicht mehr sehen“, erfüllte sich das Wort, indem der Kanzelboden einkrachte und der Prediger im Innern des Fasses verschwand.

So entstand die Hacher Kilbi. Sie ist das Symbolfest des Markgräflerlandes.

Das Markgräflerland hat kernige Menschen hervorgebracht, Männer, die stets auch gute Väter ihrer Gemeinden waren. Das Herz geht einem auf, wenn sie erzählen. Und man muß diese

echten Mannen einmal auf einem Weinmarkt gesehen haben. Wie sehr auch die Elendsfahne ihnen nach dem Krieg die Ohren fitzte, stehen sie doch wie Leuchttürme. Sie ließen sich von dem Modewort „Tempo“ nicht im geringsten imponieren. Ihre Weisheit kommt von der Rebe, die ihre Zeit braucht, bis sie sich im Frühjahr entschließt, ihren Stab zu ergreifen, der ihr im Herbst Halt gibt, wenn sie die Traubenlast zu Boden zu drücken droht. Sie wissen, daß nur das wert ist, was ruhig nach innern Gesetzen wächst. Wissen auch, daß nach schlechten Ernten immer wieder eine gute kommen muß. Es gibt prachtvolle Herrenmenschen unter ihnen, die sofort Vertrauen erwecken und immer, wo es nottut, sicher zupacken.

Ich entsinne mich einer Fahrt von Badenweiler nach dem Blauen mit den Bürgermeistern der Berggemeinden. Sehe noch, wie auf halber Höhe die vordern Wagen der Behörden stoppten, weil der Sturm der Nacht mächtige Tannen quer über den Weg geworfen hatte.

Was da zu tun wäre, bedurfte keiner langen Überlegung. Die Bürgermeister, alles gediente Pioniere, zogen rasch die Röcke aus und wuchteten wortlos die Stämme beiseite . . .

In den Köpfen solcher Rebleute erzeugt der Wein Licht und Witz. Selten, daß er einem zum Verhängnis wurde. Wurde er es doch, glich dieses Um-die-Ecke-gehen einem seligen Aus-der-Welt-spülen im goldenen Strom des Vergessens.

So war es bei jenem bekannten Edelmann, den das Christkind mit einem Angebinde besten Markgräflers an sich lockte.

„Was macht der Fritzle?“ fragten sie den Bruder, als der wochenlang nicht mehr gesehen ward.

„Wisse Sie's denn nit, daß er zu Weihnachte zwei Dutzend Flasche vom beschte Auggener bekommen hat und daß er seither auf'm Teppich sitzt und Bliemle sucht . . .?“

Ist dies nicht in seiner Art ein lyrischer Ausklang des Lebens. Und wer wollte dem Winzerjuncker darum böse sein?

Badische Heimat, Ortsgruppe Bezirk Schwetzingen, zehn Jahre alt:

In der Region manchen Akzent gesetzt

Gründungsversammlung am 31. Januar 1979
— Der Heimat- und Volkskunde verschrieben —
Heute über 200 Mitglieder

Karl Wörn, Schwetzingen

Auch wenn die „klassischen“ Jubiläen einem Verein eigentlich erst weit nach dem einen Jahrzehnt Bestehen ins Haus stehen, auf das die Ortsgruppe Bezirk Schwetzingen der Badischen Heimat am heutigen Tag zurückblicken kann: Dieser Rückblick lohnt sich allemal. Längst nämlich haben die mittlerweile über 200 rührigen Heimatfreunde einen festen Platz in der örtlichen Vereinsszene, längst setzen ihre zahlreichen Aktivitäten Akzente im Veranstaltungskalender der Region. Badische Heimat in Schwetzingen: Die Idee, allen an heimatlicher Geschichte und heimatlichem Kulturgut Interessierten wieder ein gemeinsames Forum zu geben (schon einmal, von 1922 bis 1931, existierte eine Schwetzinger Ortsgruppe der Badischen Heimat), nahm Anfang 1979 immer konkretere Formen an. Nachdem bei einem Informationsabend über den Landesverein Mitte Januar die Gründung beschlossen worden war, konstituierte sich die Ortsgruppe am 31. Januar 1979 neu. Vorsitzender damals (wie heute) Karl Wörn; zusammen mit dem unvergeßlichen Hans Götz (ihn wählte die Gründungsversammlung zum Schriftführer) war er „Spiritus rector“ der Wiedergründung gewesen. Ein knappes Vierteljahr später wurde die erste ordentliche Mitgliederversammlung einberufen, deren wichtigster Beschluß die Namensgebung war: Landesverein Badische Heimat, Ortsgruppe Bezirk Schwetzingen,

wurde das gut gedeihende „Kind“ (inzwischen rund 50 Mitglieder) getauft. Die zweite Mitgliederversammlung verabschiedete ein Jahr darauf die Satzung des Ortsvereins — den Regularien war somit genüge getan.

Sehr vielseitig schon zu diesem Zeitpunkt die Palette der Aktivitäten des Vereins: Gehörten Vorträge — egal ob über „Liselotte von der Pfalz“ oder „Günther von Schwarzburg — die erste deutschsprachige Oper am Hof Carl Theodors“ (um das Themenspektrum nur annähernd anzudeuten) — von der ersten Stunde an zu den regelmäßigen Angeboten, häuften sich nun diverse Höhepunkte: Im März 1982 weihte man die „Schimperstube“ im Hotel „Adler Post“ ein — ein Anlaß, bei dem Hans Götz einmal mehr sein detailliertes Wissen über den Schwetzinger Naturforscher unter Beweis stellte. Bei den Feierlichkeiten zur 150. Wiederkehr der Verleihung der Stadtrechte an Schwetzingen im Juni 1983 war die Ortsgruppe mit einem Festvortrag Karl Wörns sowie einer Ausstellung zur Stadtgeschichte vertreten.

Hervorzuheben auch die Beziehungen der Schwetzinger Badischen Heimat zu Johann Peter Hebel: Im Mai 1985 gestaltete man am Hebelgrab eine Feierstunde zum 225. Geburtstag des alemannischen Dichters, ein Jahr später gedachte man seines 160. Todestages mit der Herausgabe einer Gedenkmedaille. Auch die in den zwanziger und dreißiger Jah-

ren in Schwetzingen gepflegte Tradition des Hebeltrunkes nahm der Verein wieder auf: Bei der „Premiere“ im September 1986 war eine Abordnung des Hebeldorfes Hausen im Wiesental zu Gast; die Predigt im evangelischen Festgottesdienst hielt Landesbischof Prof. Dr. Klaus Engelhardt.

Eine nicht unbedeutende Rolle kam der Ortsgruppe bei den Ausgrabungen merowingischer Gräberfunde und neckarsuebischer Siedlungsreste auf Schwetzinger Gemarkung zwischen 1985 und 1988 zu: Hervorragend hier die Zusammenarbeit mit dem Karlsruher Landesdenkmalamt, mit Prof. Clemens Eibner vom Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Heidelberg und mit der Stadt Schwetzingen. Eine Ausstellung der Funde, zu deren Sicherstellung der Verein ein gerüttelt Maß beigetragen hat, soll noch in diesem Jahr stattfinden. — Dr. Berhrends, Landesdenkmalsamt Karlsruhe, legte im Schwetzinger Baugebiet „Schälzig“ in den letzten Monaten das größte Gräberfeld der Bandkeramiker Mitteleuropas frei (ca. 130 Grablagen). Wiederum hatte die Ortsgruppe durch ihren Beauftragten Karl Fichtner Entdeckungsdienst geleistet und in Bürgermeister Gerhard Stratthaus einen Förderer gefunden.

Guten Anklang — nicht nur bei den Mitgliedern der Badischen Heimat — finden die regelmäßigen Ortsbegehungen in der Umgebung. Geführt von den jeweiligen Bürgermeistern, erfahren die stets zahlreichen Teilnehmer Wissenswertes über Historie, Gegenwart und Zukunftsplanung der besuchten Gemeinde. Geschichte und Gegenwart vereinen schließlich auch die mehrtägigen Exkursionen in sich — immer ein besonderes Ereignis im Vereinsprogramm eines Jahres. Lunéville, Basel und Hausen (Hebelfahrt), München und das Elsaß waren die bisherigen Ziele; im Juli geht es für eine Woche nach Wien.

Wen wundert es angesichts solch attraktiver Unternehmungen, daß die Mitgliederzahl stetig steigt: Mit 46 Heimatfreunden begann es am 31. Januar 1979. Ende 1982 hatte die Ortsgruppe die „Hunderter-Marke“ überschritten, heute zählt sie 213 Mitglieder. Auf Landesebene, wo man 1986 die turnusgemäße Landesversammlung im Rokokotheater ausrichtete, gehört die Schwetzinger Badische Heimat somit zu den größten (und aktivsten) Gruppen. Ein Zustand, an dem sich — geht es nach dem Wunsch der Verantwortlichen — auch in den nächsten zehn Jahren nicht ändern soll.

In memoriam

Dr. Eberhard Knittel

(24. 11. 1899—5. 4. 1989)

Ehrenpräsident des Landesvereins „Badische Heimat“

Der Landesverein „Badische Heimat“ trauert um seinen am 5. April 1989, im 90. Lebensjahr, verstorbenen Ehrenpräsidenten und seine Ortsgruppe Karlsruhe um ihren jahrzehntelangen Vorsitzenden und Ehrenvorsitzenden. Mit Herrn Dr. Knittel haben wir einen der letzten großen Männer in unserer 80jährigen Vereinsgeschichte verloren.

Wenn man Herrn Dr. Knittel gerecht werden will, dann muß man einerseits den Verleger und Unternehmer, andererseits den Inhaber zahlreicher Ehrenämter, welche die ganze Breite der Persönlichkeit des Verstorbenen mit ihren vielfältigen Interessengebieten widerspiegeln, würdigen. Als Verleger hatte Dr. Knittel die Freude, im Jahre 1988 das 175jährige Jubiläum seines Unternehmens, das mit fünfhundert Mitarbeitern zu den hundert umsatzstärksten deutschen Verlagen zählt, feiern zu können. Dr. Knittel war ein Verleger und Unternehmer mit ausgeprägten Charaktereigenschaften. Auf sein Wort konnte man sich stets verlassen. Mit vorbildlicher Treue hat er das 1813 gegründete Familienunternehmen, den Verlag und Druckerei G. Braun, nach dem Kriege wieder aufgebaut und mit großem Weitblick die Weichen für die Zukunft in einer neuen Medienlandschaft gestellt. Sechs Jahrzehnte stand Dr. Knittel seinem Hause vor.

Seit dem Jahre 1914 druckt der Verlag G. Braun die Publikationen des Landesvereins „Badische Heimat“, das sind 75 Jahre, ein Zeitraum, welcher ein gegenseitiges Treueverhältnis kennzeichnet, das einmalig ist. Und so ist der Landesverein auch durch die verlegerische Betreuung unserer Hefte mit Herrn Dr. Knittel verbunden. Auch als Verleger nimmt unser verstorbener Ehrenpräsident einen festen Platz in unserer Vereinsgeschichte ein.

Herr Dr. Knittel war unserem Heimatland Baden aufs engste verbunden, und er liebte seine Heimatstadt Karlsruhe. Er gehörte zu den geachtetsten Persönlichkeiten des kulturellen Lebens der Stadt. Sein Ansehen zeigt sich in den zahlreichen Ehrenämtern, die er nicht nur innerhalb der Druckindustrie inne hatte, sondern beispielsweise auch als Handelsrichter, als Beirat der Badischen Bibliotheksgesellschaft oder als Förderer von Soldaten-Traditionsverbänden usw. ausübte. Die Auszeichnung mit dem Großen Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik war das äußere Zeichen der Wertschätzung, die dieser so vielseitigen und beeindruckenden Persönlichkeit entgegengebracht wurde.

Ohne Zweifel aber war Herr Dr. Knittel mit seinem ganzen Herzen ein Mann der „Badischen Heimat.“ Mit dem klaren Blick, der ihn auszeichnete, mit seinem Wissen um Geschichte und Kultur unseres Landes, mit seiner Heimatliebe ohne Nostalgie und Pathos war er geradezu prädestiniert für die Arbeit im Landesverein. Und so wie der Verstorbene für seinen Betrieb jederzeit da war, so war er es auch für uns. Es ist mit sein großes Verdienst, daß nach dem Ende des II. Weltkrieges — in der Zeit der Besatzungszonen — der Landesverein bei der Wieder-



Dr. Eberhard Knittel

gründung Ende 1949 nicht in Nord und Süd zerfiel, sondern die Einheit wiedergewonnen werden konnte. Dies war ein hart errungener Erfolg in einer schweren Zeit. Seit damals leitete Herr Dr. Knittel die Ortsgruppe Karlsruhe, welche sich wieder gegründet hatte, und sorgte für sie in großzügiger Weise bis zum Jahre 1987. Seit jener Zeit, also seit 1950, war er auch 2. Vorsitzender des Landesvereins, ein getreuer und wichtiger Helfer des Landesvorsitzenden Prof. Dr. Schwarzweber. Beide haben zusammen manche Krise gemeistert und den Landesverein sicher geführt, bis die beiden Freunde dem Alter ihren Tribut zollen mußten. Als Herr Dr. Knittel 1975 sein Amt als stellvertretender Landesvorsitzender zur Verfügung stellte, ernannte ihn die Mitgliederversammlung einhellig zu ihrem Ehrenvorsitzenden, eine Auszeichnung, mit welcher der Landesverein in seiner Geschichte sparsam umgegangen ist.

Der Landesvorsitzende beendete seine Ansprache bei der Trauerfeier für Herrn Dr. Knittel mit folgenden Worten: „Nun haben wir ihn verloren, und wir sind ärmer geworden. Wir verneigen uns in großer Dankbarkeit vor ihm, dessen Noblesse im Umgang mit uns, dessen Korrektheit in der Argumentation, dessen Verlässlichkeit und Festigkeit in der Verfolgung eines Zieles sich unverrückbar in unser Gedächtnis eingegraben haben.“

Dr. Eberhard Knittel hat sich um den Landesverein „Badische Heimat“ und um die Ortsgruppe Karlsruhe verdient gemacht. Wir werden ihn nicht vergessen.

Ludwig Vögely
Landesvorsitzender

Johann-Peter-Hebel-Gedenkplakette für Jean Dentinger

Ein Mahner in drei Sprachen
Elmar Vogt, Hausen

Die Gemeinde Hausen im Wiesental würdigte mit der Verleihung der Johann-Peter-Hebel-Gedenkplakette 1989 das vielseitige Schaffen des engagierten Multitalents Jean Dentinger aus Mundolsheim bei Straßburg, wohnhaft in Basel.

Der Text der Verleihungsurkunde verdeutlicht die Vielseitigkeit des Wirkens von Jean Dentinger in der Kulturlandschaft des Oberrheins.

Zum Oeuvre des Plaketenträgers gehören unter anderem die Herausgabe eines Sagen- und Geschichtsbuches aus dem Elsaß, ein selbst illustriertes Liederbuch sowie ein Bildband über das Elsaß. Schallplatten mit Elsaßer Liedern und Minneliedern gehören ebenso zum Werk wie zwei Drehbücher.

Sein neuestes Buch ist unter dem Titel „Das goldene Zeitalter der Literatur im Elsaß“ erschienen. Der Forscher und Sammler Jean Dentinger ist ein ausgezeichneter Kenner in

der Geschichte der Holzschnitte und Buchdruckerkunst des mittelalterlichen Elsaß. In den 70er Jahren vollzog sich bei dem studierten Chemiker ein „grünes Erwachen“. In dieser Zeit entstand auch sein „Grünes Buch“ über die Folgen der Zerstörung der Umwelt. Bis heute hat Jean Dentinger viele Öko-Beiträge geschrieben. Lieder und Gedichte über die sterbende Natur, Tschernobyl und Tschernobal und über die Bequemlichkeit des Menschen, dem offensichtlich alles egal sei, was um ihn herum alles passiert. Bei Jean Dentingers Vielseitigkeit nicht unerwähnt bleiben sollen seine Meistertitel in der Leichtathletik. Sein jetziges Ziel als Mann mit Kämpferherz: Mit Worten — dreisprachig —, nicht mit Gewalt, der Natur zum Sieg zu verhelfen.

Es trifft wohl deshalb auf Jean Dentinger zu, wenn Bürgermeister Karl Heinz Vogt ihn als Mahner, Kündler und Prophet gewürdigt hat.

Kultur wächst wie ein Baum

Von Jean Dentinger

Zu meinen bevorzugten Dichtern in der Schule gehörte der französische Fabeldichter La Fontaine. Ich denke zurück an eine seiner Fabeln. Ein Frosch wollte eine Kuh sein, er holte tief Luft und blies sich voll, bis er fast so groß war wie die Kuh, da platzte er. Der Frosch, so schrieb ich später, wollte sicher auch die Sprache der Kuh sprechen, das heißt anstatt zu quaken, wollte er muhen. Offenbar hatte der Frosch seinen Goethe nie gelesen, sonst hätte er aus den Urworten gewußt: Jeder ist nach einem bestimmten Gesetz angetreten, und nach diesem Gesetz muß „geprägte Form“ sich weiterentwickeln.

Mein Gesetz gab sich mir sehr früh zu erkennen, etwa als ich vor 40 Jahren ahnte, daß meine Sprache gefährdet war. Mein Gesetz war das Ahnen von Gefährdungen und das Bemühen, diese Gefährdungen abzuwenden. Das gleiche Gesetz waltete, als ich um 1960 Chemie studierte und die Gefährdung durch die Chemiesierung unserer Umwelt zu fürchten begann, so daß ich ab 1966 Gedichte und Artikel für die Erhaltung dieser Umwelt verfaßte. Im ersten Fall war Kultur, im zweiten Natur gefährdet.

Bevor ich näher auf diese Gefährdungen eingehe, möchte ich etwas Erfreuliches vorausschicken: Das schönste Geschenk, daß dem Elsaß in den letzten Jahrzehnten zuteil wurde, ist die deutsch-französische Freundschaft. Ohne sie wäre unsere Lage viel, sehr viel schwieriger. Für mich ist diese Freundschaft die natürliche und damit notwendige Fortsetzung der Geschichte. Als Brudervölker waren sie angetreten, die Gallier des Vercingetorix und die Sueben oder Altschwaben des Ariovist. Die Franken gaben ihren Namen der

Stadt Frankfurt und dem Staate Frankreich. Brüder waren sie, und vergaßen es während vieler Jahrhunderte. Brüder sind sie nun wieder im deutsch-französischen Freundschaftsbund.

Aber die Geschichte kennt merkwürdige Ungereimtheiten. Die althergebrachte Sprache des Elsaß überstand 300 Jahre Spannungen zwischen den Brüdern, aber nicht 30 Jahre brüderliche Freundschaft. Hier spielten andere Faktoren mit. Ich möchte noch eine andere Ungereimtheit der Geschichte erwähnen: Die Könige von Frankreich rüttelten nicht an der sprachlichen Identität des Elsaß. Die Revolution aber, mit ihren gewiß als große Errungenschaft zu wertenden Menschenrechten, verbot in ihrem nivellierenden, zentralistischen Wahn das Tragen der alten Trachten und wollte das Verschwinden der regionalen Sprachen.

Die Menschenrechte sind ewig aktuell. Sie werden wirklich geeignet sein, die Schöpfung in ihrem vielfältigen, auch kulturellen Reichtum zu erhalten, wenn sie durch die Völkerrechte vervollständigt sein werden. Man könnte hier als Vorbild die Schweiz nennen, wo in jedem Sprachgebiet die Erhaltung der althergebrachten Sprache durch das Gesetz garantiert ist.

Das Problem der sprachlichen Identität ist ein Teilaspekt des weltweiten Problems der kulturellen Identitäten aller Völker. Es gibt hier zwei Möglichkeiten: Entweder die Erhaltung der Kulturen oder ihr Verschwinden durch Nivellierung. Auch Menschen mit anderer Weltanschauung sehen diese Gefahr. Gorbatschow schreibt in Perestroika: „Auch über der europäischen Kultur schwebt eine ernst-

haft drohende Gefahr. Diese Bedrohung geht von einer Massenkultur aus, die über den Atlantik kommt.“ Ende des Zitates.

Wie auch das politische Spiel weitergeht, in jedem Fall scheint mir wichtig, daß die öffentlichen Kulturanstalten über diesem Spiel stehen und politisch wie auch ästhetisch nicht einseitig orientiert, etwa nivellierend seien. Kulturbetrieb ist nur demokratisch, wenn in den Kulturabteilungen von Fernsehen und Rundfunk alle Wählerschichten ungefähr im gleichen Verhältnis wie im Parlament vertreten sind.

Ich machte 1966 das „Protestlied“ „E Strossburger Spatz macht Protescht“, ein Lied über die Zerstörung der Umwelt. Ich rückte später vom direkt formulierten Protestlied ein bißchen ab, als ich merkte, daß nach 1970 auf diesem Gebiet kommerziell, politisch und auch literarisch ein Trend ausgenutzt wurde. Zum Bewußtmachen schien mir nun der kla-

re, wissenschaftliche Artikel besser geeignet. Das 20. Jahrhundert war wie kein anderes intolerant für die ästhetischen Werte des vorhergehenden Jahrhunderts. Hebel würde heute kaum einen Preis bekommen. Mich zieht es zu alten Meistern wie Hebel. Mit großer Ehrfurcht steige ich alle paar Jahre auf die Plattform des Straßburger Münsters und denke daran, was die Bildhauer und Arbeiter jener Zeit geleistet haben, wie schön sie ihr Land gemacht haben. Kulturelles Wachsen ist wie das Wachsen eines Baumes, der sich lebend, das heißt kontinuierlich entfaltet, gemäß dem Gesetz wonach er angetreten. Ich wollte in meinen Büchern die Geistes-, Literatur- und Kunstgeschichte meines Landes und seiner Nachbarn zeigen und auf der Basis dieses Baumes in neuen Texten und Liedern den eigenen Ast im Kontext unserer Zeit weiterbilden. Ich hoffe damit dem Wachstum des Baumes zu dienen.

Buchbesprechungen

Neuerscheinung

Jaeger Otto: Die Flurnamen von Neuenheim, 765—1891. Verlag Brigitte Gunderjahn, Heidelberg 1988, 211 Seiten, DM 42,—.

Für jeden an der Heimatgeschichte Interessierten ist dieses Buch eine Fundgrube. Wie der Verfasser Otto Jaeger in seinem Vorwort anführt, begann er bereits 1960 mit dem Sammeln der Neuenheimer Flurnamen. Es war für ihn eine Fortführung und Erweiterung des von Pfarrer Heinrich Schmith verfaßten Heimatbuches „Neuenheim. Vergangenheit einer Pfälzer Dorfgemeinde in Verbindung mit der Geschichte der Heimat“, (1928).

Jaegers Werk umschließt eine lange geschichtliche Zeitspanne, beginnend i. J. 765, der ersten Namensnennung Neuenheims in einer Urkunde des Klosters Lorsch und endend 1891 mit der Eingemeindung Neuenheims in die Stadt Heidelberg.

Dr. Herbert Derwein hat bereits 1940 die Flurnamen von Handschuhsheim herausgegeben und Reinhard Hoppe 1956 die Flurnamen von Ziegelhausen.

Somit ist mit dieser Neuerscheinung auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Erfassung der Flurnamen, das Stadtgebiet Heidelbergs nördlich des Neckars abgeschlossen, da ja auch Ziegelhausen 1975 nach Heidelberg eingemeindet wurde.

In der vorliegenden Arbeit finden wir eine Reihe von Flurnamen von Ziegelhausen, das ergab sich deshalb, weil Ziegelhausen bis 1776 ein gemeinsames Dorfgericht mit Neuenheim hatte.

Die Sammlung ist alphabetisch geordnet und umfaßt 1144 Flurnamen.

Wie schon aus dem Inhaltsverzeichnis hervorgeht, ist auch ein Verzeichnis über gedruckte und ungedruckte Quellen angefügt und außerdem Wissenswertes über die geographische Lage, die Entwicklung der Einwohnerzahlen, über die Bürgermeister und Neuenheimer Sagen.

Damit ist der erste Teil des Buches abgeschlossen und im zweiten Teil folgt ein Beitrag von Horst Eichler: **Naturausstattung und landschaftliche Gliederung der Neuenheimer Flur.**

Eichler gibt einen geologischen Überblick und beschreibt die Neuenheimer Flur und die klimatische Differenzierung innerhalb der Neuenheimer Flur. Zahlreiche Abbildungen bereichern das in Leinen gebundene Buch, dessen farbiger Schutzumschlag ein Bild von Karl Weysser zeigt — die Toreinfahrt zum Anwesen Voth innerhalb des Mönchhofs.

Aus dem Klappentext erfährt der Leser Näheres über den Heimatforscher Otto Jaeger. Stadtschulrat Fritz Frey regte Jaeger zum Sammeln der Neuenheimer Flurnamen an. Es ist erfreulich und zugleich eine Krönung der langen Forschungsarbeit, daß es dem Verfasser trotz seines schweren Augenleidens gelang, das Manuskript abzuschließen.

Zwei Faltkarten ergänzen das Werk: eine geologische Karte von Heidelberg und ein Übersichtsplan der Gemarkung Neuenheim.

Dank gebührt der Stadtverwaltung Heidelberg, denn sie ermöglichte die Herausgabe dieser wertvollen Flurnamensammlung.

Und so bleibt noch der Wunsch, daß dieses Buch eine weite Verbreitung und damit einen großen Leserkreis finden möge.

Thilde Hoppe

Stefan Rhein (Hg.): Melanchthonpreis: Beiträge zur ersten Verleihung 1988.

Band 1 der Reihe „Melanchthon-Schriften der Stadt Bretten“, herausgegeben von Stefan Rhein und Heinz Scheible. Jan-Thorbecke-Verlag, Sigmaringen: 1988, 114 Seiten mit 12 Abbildungen. 17 × 24 cm. 24,— DM.

In Bretten haben die Idee des Oberbürgermeisters und die Weitsicht des Gemeinderates eine wissenschaftlich längst fällige Aktion in Gang gebracht: wir meinen die Stiftung und dann die Verleihung des Melanchthonpreises der Stadt Bretten, die erstmals 1988 erfolgte und nun alle drei Jahre stattfinden soll. Sie wiederum bildete die Initialzündung für die Herausgabe der „Melanchthon-Schriften der Stadt Bretten“, die in der Zukunft als „Forum wissenschaftlicher Diskussionen über Melanchthon und seine Zeit dienen“ sollen. Das ließ sich alles nur realisieren, weil die Melanchthon-Forschungsstelle innerhalb der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, deren Leitung Dr. Heinz Scheible innehat, den Acker dazu gut vorbereitet hat und zudem seit kurzem am Melanchthonhaus ein Kustos, Dr. Stefan Rhein, ein schon ausgewiesener Melanchthon-Fachmann, für die Stadt und den Melanchthonverein Bretten zur Verfügung steht.

Band I der neuen Schriftenreihe enthält die Vorträge und Grußworte, die anlässlich der ersten Verleihung dieses Preises an den katholischen systematischen Theologen an der Universität Frankfurt/Main, Prof. Dr. Siegfried Wiedenhofer — wir dür-

fen diese Auswahl als ein beachtliches ökumenisches Zeichen hervorheben — gehalten worden sind. Hinzu kommen noch die Wiedergabe einer Podiumsdiskussion namhafter Wissenschaftler mit den zentralen Themen „Ökumene“, „Bildungsbegriff“ und „landesherrliches Kirchenregiment“, eine Spurensuche zum Verhältnis von Melanchthon und Bretten und eine Einführung zu Zeichnungen von Schülern des Melanchthon-Gymnasiums Bretten unter dem Stichwort „Melanchthon im Wandel der Zeiten“, womit auch eine Antwort gegeben wird auf die Frage: „Melanchthon — noch aktuell?“, die doch allem, was jetzt schon unternommen und weiter in Bretten unternommen werden soll, zugrundeliegt.

Die im ersten Band zusammengefaßten Beiträge befassen sich, grob gesprochen, mit dem Verhältnis der Humanisten zur reformatorischen Bewegung und den konfessionell bedingten unterschiedlichen Rückgriffen zu kirchlichen Traditionen, was namentlich Siegfried Wiedenhofer mit dem Thema „Das Alte und Neue, Tradition zwischen Humanismus und Reformation“ und Heinz Scheible unter dem Titel: „Melanchthons Auseinandersetzung mit dem Reformkatholizismus“ grundlegend erläutern, wobei in beiden Ausführungen nicht zu übersehen ist, daß Melanchthon derjenige Reformator ist, „der sowohl für die evangelischen Unionskirchen wie die badische als auch für die weltweite ökumenische Bewegung die neuen Denkanstöße bietet und auch Vorbild im Lebensvollzug sein kann“. Mutmachend ist es auch, wenn ein Melanchthonkenner, wie es Siegfried Wiedenhofer ist, sich zum ökumenischen Ziel setzt, „unnötige Mauern abzutragen, indem das gemeinsame Fundament freigelegt wird.“

Originell ist bei Stefan Rhein nicht nur die Formulierung des Themas „Reuchlin, Melanchthon und die Theologie“ (so hat man es wohl noch kaum gehört!), sondern noch mehr die Interpretation der beiden blutmäßig und geistig Verwandten. Ist im Theologischen grundsätzlich Übereinstimmung bei Reuchlin und Melanchthon vorhanden, so ist es vor allem „die staatstragende, konservative Mentalität des Juristen“ bei Reuchlin, der diesen daran hinderte, den Weg des jüngeren Melanchthon einzuschlagen, womit doch auch wieder deutlich wird, daß *Adiaphora* öfters eine Trennung schon im Reformationszeitalter hervorgerufen haben. Auf die weiteren Folgen der Melanchthon-Schriften der Stadt Bretten darf man gespannt sein. Michael Ertz

Schmitt, Heinz: Volkstracht in Baden. Ihre Rolle in Kunst, Staat, Wirtschaft und Gesellschaft seit zwei Jahrhunderten. 145 S. m. zahlr. farb. u. sw. Abb. Karlsruhe 1988. Badenia-Verlag.

Noch nicht lange ist diese Arbeit auf dem Markt, und schon hat sie sich den Ruf eines Standardwerkes erworben. Wer über Tracht in Baden informiert sein will, dem gibt sie Auskunft in Fülle und vor allem auch Belehrung darüber, was mit der Tracht geschieht und geschah. Ein überaus wichtiger Aspekt für all jene, die sich dem Thema widmen — und im Zuge des Ausbaus der Heimatmuseen in unseren Regionen beschäftigen sich ja bekanntlich nicht wenige mit diesem Phänomen. Tracht = alpenländischer Dirndl- und Jankerl-Look: Die Gleichung geht hier nicht auf, ihr wird ein aufschlußreiches Kapitel Mode- und Sozialgeschichte gegenübergestellt.

Heinz Schmitt legt mit dieser verdienstvollen Arbeit nicht nur aufschlußreiche Beobachtungen zum „öffentlichen Umgang mit der Tracht“ vor, sondern räumt auch mit einigen ebenso gängigen wie falschen Meinungen auf. Dazu gehört zum Beispiel im Blick auf die Geschichte der Tracht die Zurückweisung der Ansicht, daß abseitige Verkehrslage oder gar Stammescharakter Entstehung und Bewahrung von Trachten vorrangig bedingten. Vielmehr waren wirtschaftliche und soziale Begebenheiten ausschlaggebend, ohne Umschweife hält er fest: „Armut war kein Boden, auf dem Trachten gedeihen konnten“.

Ein gewisser Wohlstand gehört also dazu und natürlich auch Wohlgefallen. Gefördert wurde, was gefiel, und was den Großherzögen recht war, das ist auch den Politikern unserer Tage billig: Sie zeigen sich gerne mit den Trachtenträgern, die man seit ehedem für rechtschaffene und treue Bürger hält, ja deren „Wertkonservatismus“ sogar fortschrittliche SPD-Abgeordnete schätzen und loben. In seinem lehrreichen Streifzug durch Blüte, Niedergang und Wiederaufleben des Trachttragens legt Schmitt Hintergründe für die Entwicklung der Kleidung offen, gibt Einblicke in die Motive der Träger, erhellt ihre Rolle im Lichte staatlicher und wirtschaftlicher Interessen. Kirchlicher Einfluß, Bewahrung des Althergebrachten, Beharrung, das Drängen auf mehr Einheitlichkeit (NS-Zeit!), sowie die Aspekte von Repräsentation und Werbung kommen dabei ausführlich zur Sprache, und wer die letzten Kapitel des Buches gelesen, ja genossen hat, den wundert ein weiteres Ausgreifen der „Uniformen des Friedens“ überhaupt nicht mehr.

Von besonderem Interesse für all jene, denen Heimatpflege etwas bedeutet, sind Schmitts Darlegungen der dokumentarischen und wissenschaftlichen Bemühungen, sowie der praktischen Initiativen zur Trachtenpflege. An Hansjakobs streitbare Art wird erinnert, dem „Volkskundepapst“ Fehrle durchaus nicht Reverenz erwiesen und auch die Arbeit der heute tätigen Verbände (Bund „Heimat und Volksleben“) kritisch vorgestellt. Und Skepsis ist allemal

angebracht, wenn es um „ungebrochene Überlieferung“ geht. Aber Schmitt hebt nicht nur den Zeigefinger, sondern sieht auch positive Züge in den immer mehr werdenden Volkstanz- und Musikgruppen, würdigt das gemeinschaftsfördernde Element in unserer Freizeitgesellschaft.

Mit dieser vorläufigen Endstufe der Entwicklung schließt sich übrigens der Kreis, der mit Freizeitvergnügen an Adelhäusern seinen Ausgang nahm, denn höfische Spielereien (Darstellung von Bauernhochzeiten) förderten wesentlich die Pflege der Tracht. Von Bedeutung ist auch ihre Rolle in Graphik und Malerei, der sich Schmitt mit Kennerchaft widmet.

In diesem Buch zeigt er nicht nur beispielhaft den Werdegang der Trachtenpflege in Baden auf, sondern er macht ihn auch verständlich und legt einen weiteren Beweis dafür vor, welch komplexe gesellschaftliche Ansprüche und Einflüsse hinter Phänomenen liegen, die nur allzu leichtfertig unter der Rubrik „Volksgut“ abgehakt werden.

Gerhard Layer

Reinhold Schneider, Zwischenspiel in Beerreuth, mit Nachwort und Notizen von Hans Getzeny, hrsg. v. Bad. Bibliotheksgesellschaft Karlsruhe, Verlag Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München, 1988, 96 S., DM 25,—

Nahezu 200 Titel hat der aus Baden-Baden stammende Dichter und Schriftsteller Reinhold Schneider (1903—1958) veröffentlicht. Doch vorn in der Bibliographie klaffte eine Lücke: die bereits im Sommer 1929 verfaßte Erzählung vom Zwischenspiel in Beerreuth war nur als maschinenschriftliches Manuskript vorhanden. Es ist das Verdienst der Karlsruher Bibliotheksgesellschaft, dieses un-

bekannte Frühwerk jetzt in buchkünstlerisch vollendeter Aufmachung der Öffentlichkeit übergeben zu haben.

Robert, der riesenhafte Protagonist des Kurzromans, hat auf seiner Iberienreise wieder einmal Gespött über seine Gestalt erdulden müssen. Trotzigt zieht er sich zurück in sein maßgeschneidertes Einsiedlerreich. Alle Dimensionen sind ihm dort angepaßt: Die überhohen Zimmer mit den aufragenden Fenstern, die gigantischen Möbel und die viel zu massigen Gebrauchsgegenstände. Die übrigen Lebewesen, nämlich das klobige Faktotum Nicolaus und die mächtige Dogge Harras, entsprechen dem unmäßigen Rahmen. Eine zierliche, hübsche Besucherin trifft in Beerreuth ein: „In was für eine Welt bin ich denn geraten?“ Zwischen Erna und Robert entwickelt sich eine Liebesbeziehung, die letztendlich an der allgegenwärtigen Unterschiedlichkeit zerbricht. Um Erkenntnis bereichert setzt der zurückgebliebene Robert beherzt sein Alleinleben fort.

Die Romanhandlung ist stark autobiographisch gefärbt. Wir wissen, daß den Dichter Reinhold Schneider seine nach außen hin gelassen ertragene Körpergröße (2,04 m) doch bedrückt hat. Von seiner ersten Portugalreise erzählte er, in jenen Breiten sei er sich wie ein Gulliver vorgekommen. Da gerät Beerreuth zur Zuflucht, wo das Anomale als örtlich begrenzte Norm gelten darf. Noch mehr überrascht die Darstellungsweise der Begegnung zwischen den beiden jungen Menschen. Eine Schilderung von solch glaubhafter Erotik ist dem Autor späterhin — seinen Roman „Die silberne Ampel“ eingeschlossen — nicht mehr gelungen. Eben darum beweist sie, daß er, der schon recht bald asketisch-abgeklärt wirkte, auch einmal jugendlich-unbefangene Jahre erlebt hat. So gesehen verhilft die jetzige Veröffentlichung zu einem umfassenderen, vielleicht weniger distanten Reinhold-Schneider-Bild.

Reiner Haehling von Lanzenuer

Anschriften der Autoren

Barbara Asche
Weinbrennerstr. 58
7500 Karlsruhe 21

Dr. Erwin Dittler
Offenburger Str. 4
7640 Kehl-Goldscheuer

Hansjörg Ebret
Falkenweg 36
7400 Tübingen

Peter Götz
Postfach 1426
7150 Backnang

Gernot Kreutz
Schillerplatz 31
7600 Offenburg

Dr. Ing. Herbert Jüttemann
Waldenburgerstr. 12a
7500 Karlsruhe 1

Dr. Hans-Dieter Lehmann
In der Ganswies 2
7457 Zimmern-Bisingen

Josef Lindenfeser
Joß-Fritz-Straße 40
7520 Bruchsal 4

Dr. Reinhold Lurz
Schmitthenerstr. 37
6900 Heidelberg

Hans Slama
Elztalstr. 5
6933 Mudau

Elmar Vogt
Riedackerweg 7
7862 Hausen im Wiesental

Ludwig Vögely
Tiefentalstr. 35
7500 Karlsruhe

Ernst M. Wallner
Maria-Theresia-Straße 16
7815 Kirchzarten

Karl Wörn
Röntgenstr. 20
6830 Schwetzingen